

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

VI. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1926

Heft 9

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Gar mancher wird bei Betrachtung des Titelbildes verwundert den Kopf schütteln: ein Erwerbsloser, verzweifelt in dumpfem Gefühl unverschuldeten Unglücks durch den aufgeweichten Schnee stapfend, die Gefährtin mutlos, trostlos ihm zur Seite! Ist das „Weihnachten“? Ist das passender Auftakt zu dem höchsten deutschen Fest? Ist das ein Sinnbild des „Friede auf Erden!“?

Es ist Sinnbild. Freilich nicht des selbstgenügsamen Friedens, der beruhigt feststellt: uns geht es gut. Wir können unsere Füße unter einen gedeckten Tisch strecken. Wir brauchen um das Morgen keine Sorgen zu tragen, denn wir haben ein festes Dach über dem Kopf, ein bescheidenes, aber ausreichendes Auskommen vor uns, die bestimmte, zukunftsichere Gewißheit ausreichender Lebensführung in uns.

Es ist Sinnbild. Sinnbild unserer Zeit, die die Menschenschicksale umherwirbelt, die wenig fragt nach Verdienst, Schuldigkeit und Wert des einzelnen, sondern uns wie Puppen durcheinanderwürfelt, bald gespreizt aufbaut, bald achtlos beiseite wirft.

Man komme nicht mit dem selbstgerechten Einwurf: „Jeder ist seines Glückes Schmied! Jeder hat es in der Hand, ob er im harten Daseinskampf das Schicksal zu zwingen vermag oder vor die Hunde geht. Wer sich nicht durchringt, ist nicht wert, erhalten zu bleiben!“

Auch auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, sei ausgesprochen: Die Tatsache, daß dieser oder jener heute noch im aufbrandenden Strome des Daseins oben schwimmt, ist ebensowenig Beweis für die besondere Schwimmsfähigkeit des Bevorzugten, als das Versinken irgendeines anderen den Nachweis seiner Unfähigkeit zu erbringen vermag.

Es soll nicht bestritten werden und wird nicht bestritten: Wer die Arme am besten zu rühren versteht, wer, von unerschütterlichem Lebens- und Arbeitswillen beseelt, leben und arbeiten will, ist allen anderen um die Länge der kraftvoll ausgeredeten Arme voraus. Aber ebensowenig ist zu bestreiten: Die ausgeredeten Arme allein geben keine unbedingte Gewähr dafür, daß irgendetwas vorhanden ist, an dem der Arm seine Kraft beweisen und der Mensch gebührenden Lohn dafür ernten kann.

Wer diese Erkenntnis leugnet, spricht in gleichem Atemzuge jedem einzelnen des Millionenheeres erwerbsloser Volksgenossen den ehrlichen Willen zur Arbeit ab. Und diese Kritik schießt ebenso weit über das Ziel hinaus als die gegenteilige Behauptung, daß jeder Arbeitslose empört den Suche, der die — Arbeitslosigkeit erfunden habe.

Die Tatsache, daß noch heute, trotz allen Anzeichen einer Wiederbelebung der Wirtschaft, ungefähr 8% des gesamten deutschen Volkes (oder ziffernmäßig aus-

gedrückt, mehr als 5 Millionen) erwerbslos oder Angehörige von Erwerbslosen sind, die einfache Überlegung, daß jeder Erwerbstätige nach Maßgabe seines Einkommens zwecks Unterhaltung dieses Millionenheeres auf die verschiedensten Arten besteuert wird (die sogenannten „Beiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Erwerbslosenfürsorge“ bilden nur einen Teil dieser Erwerbslosensteuer), rückt aus dem Wust der angeblich wichtigsten, mit mehr oder minder großem Nachdruck vertretenen „Belange“ einzelner politischer Parteien und wirtschaftlicher Verbände die Forderung in den Brennpunkt allgemeinen Interesses:

Arbeit für die Arbeitslosen!

Es erscheint zweckmäßig, vor Untersuchung einer Möglichkeit der Arbeitsbeschaffung einen Augenblick bei der Frage zu verweilen: Wie groß ist die Arbeitslosenarmee? Und wie groß ist der ungefähre Gesamtbetrag der zu ihrem Unterhalt erforderlichen Aufwendungen?

Der eifrige Zeitungsleser wird selbstsicher mit zwei Zahlen heranrücken: „Die Erwerbslosenziffer ist im November 1926 auf 1,395 Millionen gesunken und an Erwerbslosenunterstützung sind im Monat September rd. 93 Millionen Mark aufgebracht, während in der ersten Hälfte des Etatsjahres 1926 die Ausgaben im Monatsdurchschnitt 110 Millionen betrugen.“ Wer die Reichstagsverhandlungen im November aufmerksam verfolgt hat, wird vielleicht auch noch die „Ausgesteuerten“, d. h. diejenigen Arbeitslosen erwähnen, welche ein Jahr Erwerbslosenunterstützung bezogen haben und nach diesem Zeitraum bestimmungsgemäß ausscheiden, bisher Sorgenfinder der Gemeinden, in Zukunft durch die „Krisenfürsorge“ erfasst. Damit ist aber in der großen Öffentlichkeit der Kreis der Arbeitslosen geschlossen. Von denen, die sich scheuen, Mittel der Erwerbslosenfürsorge in Anspruch zu nehmen, von den Hunderttausenden, die der gemeindlichen Wohlfahrtspflege zur Last fallen, von den früher nicht in einer versicherungspflichtigen Beschäftigung stehenden Arbeitslosen, die grundsätzlich auf Erwerbslosenfürsorge überhaupt keinen Anspruch haben, und schließlich von den Kurzarbeitern, die wöchentlich höchstens 24 Stunden Dienst und Verdienstmöglichkeit haben und den Rest der Zeit untätig zu Hause hocken, wird nicht gesprochen. Diese vier Kategorien sind „schwarze“ Hilfsgruppen des Arbeitslosenheeres, bedauerliche Opfer der Wirtschaftskrise, aber, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gewertet, unwichtige Bestandteile, da sie öffentliche, durch Steuern oder Abgaben aufzubringende Mittel scheinbar nicht in Anspruch nehmen. Es sollte eigentlich nicht notwendig sein, auf das Irrige der Unterscheidung zwischen zweckbestimmten

Abgaben, d. h. solchen, die unmittelbar in einen Unterstützungsfonds fließen, wie die durch Lohnabzug erfolgten Beiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Erwerbslosenfürsorge, und indirekter Heranziehung zur Armenpflege, z. B. durch Entrichtung einer erhöhten Gewerbesteuer, besonders hinzuweisen.

Erkennt man den Grundsatz als richtig an, daß jeder, der arbeitslos ist, das Volksvermögen auf der Passivseite belastet, mag nun für seinen Lebensunterhalt Reich, Staat, Gemeinde oder eine private Stelle sorgen, so folgt daraus, daß unter den Begriff „erwerbsloser Unterstützungsempfänger“ jeder Arbeitslose zu rechnen ist und nicht, wie das in einer Art Vogelstraußpolitik heute gewöhnlich geschieht, nur diejenigen, die aus Mitteln der gesetzlichen Erwerbslosenfürsorge unterstützt werden. Das sich dann ergebende wahre Bild trägt trotz Rückganges der „offiziellen“ Erwerbslosenziffer Züge, die den Gleichgültigsten auch heute noch aus seiner Ruhe reißen müssen.

Bei der — nicht ganz verständlichen — Verschlossenheit amtlicher Stellen ist es schwer, einwandfreie Zahlen sowohl der gesamten, durch die Erwerbslosigkeit unmittelbar betroffenen Volksgenossen zu geben, als auch die genaue Höhe der Erwerbslosenunterstützung im weitesten Sinne des Wortes zu ermitteln. Und doch erscheint es notwendig, wenigstens den Versuch zur Ermittlung zu unternehmen; denn nur die klare Erkenntnis der Auswirkungen der Arbeitslosigkeit vermag die Bedeutung der Forderung nach Abhilfe voll zu würdigen. Die einzige, durch die amtliche Statistik erfasste Zahl, welche einen ungefähren Schluß auf den Umfang der Arbeitslosigkeit zuläßt, ist nicht die Zahl der „Unterstützungsempfänger“, sondern die Gesamtzahl der bei Arbeitsnachweisen eingetragenen Arbeitssuchenden. Diese beträgt zur Zeit über 1,9 Millionen.*) Außerhalb jeder Schätzung bewegt sich die Zahl der sogenannten „verschämten Armen“, d. h. derer, die, arbeitslos, sich weder der Vermittlungstätigkeit der öffentlichen Arbeitsnachweise bedienen, noch in irgendeiner Form der öffentlichen Wohlfahrtspflege zur Last fallen, sondern von befreundeter privater Seite Unterstützung beziehen, von wohlthätigen Stiftungen irgendwelcher Art unterhalten werden oder — ein Stück ihres Hausrates nach dem andern verfezen, um schließlich dem Nichts gegenüberzustehen.

Stellt man die Untersuchung an auf das rein wirtschaftliche Prinzip, so müssen weiter auch die Kurzarbeiter in dem Umfange berücksichtigt werden, wie ihre Arbeitskraft unbenutzt bleibt. Auch hier fehlen, wenigstens für die letzten Monate, einwandfreie Zahlen. Einen zuverlässigen Schluß auf ihre Zahl läßt jedoch die im Reichsarbeitsblatt veröffentlichte Statistik über die Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit der Mitglieder der gewerkschaftlichen Fachverbände zu, die 15% als arbeitslos, rd. 13% als von der Kurzarbeit betroffen aufweist.

Rechnet man diese Verhältniszahlen auf die Gesamtzahl der Hauptunterstützungsempfänger (1,3 Millionen) um, so ergibt sich als Mindestzahl der Kurzarbeiter ein Stand von etwas über 1,1 Millionen. Bei einer durchschnittlichen Streckung auf die Hälfte der regelmäßigen Arbeitszeit (24 Wochenstunden) beträgt also hier der tatsächliche Leerlauf über 1/2 Million. Damit kommt man

auf einen augenblicklichen Stand von insgesamt rd. 2 1/2 Millionen arbeitsloser Kräfte.

Da auf jeden Erwerbstätigen im Durchschnitt 1,1 Familienmitglieder entfallen, so wächst die Zahl der von der Arbeitslosigkeit Betroffenen und aus dem Volksvermögen zu Unterhaltenden — ob von Staats wegen oder durch private Mittel ist unerheblich — auf über 5 Millionen Köpfe oder rd. ein Fünftel der gesamten erwerbstätigen Bevölkerung!

Wie hoch ist nun die wirkliche Mindestbelastung des Volksvermögens, die, ohne die geringste Gegenleistung, erforderlich ist, um dieses riesenhafte Heer vor dem Verhungern zu schützen?

Nimmt man das tägliche Existenzminimum (Wohnung, Kleidung, Essen) im Durchschnitt mit nur 1,25 Mk. pro Tag an (wer will das Exempel lösen, mit noch weniger auszukommen?), so beläuft sich die Bedarfsdeckung für die genannten 4 1/2 Millionen täglich auf mindestens 5,6 Millionen Mk., jährlich auf rd. 2 Milliarden Mk. Oder anders ausgedrückt: Auf jeden arbeitenden Deutschen entfällt im Durchschnitt täglich ein Betrag von rd. 30 Pfg., jährlich eine Summe von über 100 Mk., die ausschließlich für den Unterhalt der Erwerbslosen verbraucht wird.

Auf Grund dieser Zahlen, in denen die Verwaltungskosten der Erwerbslosenfürsorge und öffentlichen Wohlfahrtspflege nicht enthalten sind, wird und muß sich bei jedem die Erkenntnis durchdringen: Das Erwerbslosenproblem ist keineswegs nur eine „soziale Frage“, es ist eine sozialpolitische Angelegenheit von höchster Bedeutung, und jeder Weg, der eine Lösung verheißt, ist mit aller Energie und Sorgfalt auf seine Gangbarkeit hin zu prüfen.

Diese Erwägung ist für uns Veranlassung gewesen, das wichtigste und zur Zeit umstrittenste Problem der Bekämpfung der Erwerbslosigkeit, die Inangriffnahme eines Landeskulturprogramms, von den verschiedensten Seiten zu beleuchten.

Es verstand sich dabei von selbst, daß man bei dieser Betrachtung eine gewisse Beschränkung sich auferlegen mußte, sollte nicht der Blick durch eine zu große Fülle von Unterproblemen getrübt werden. Weiter aber erschien es unbedingt notwendig, für die Untersuchung Mitarbeiter zu gewinnen, die die Gewähr dafür boten, daß sie den schwierigen Stoff voll und ganz beherrschten; denn nur so war es möglich, auch unser zweites Ziel zu erreichen, die Darstellung zu erweitern zu einem Versuch der Mitarbeit an der Lösung des Problems.

Wir haben daher den Hauptwert darauf gelegt, daß der Wissenschaftler und Wirtschaftskundige, der Sozialpolitiker und Finanzpolitiker gleichwertig und gleichberechtigt zum Wort kamen.

Im Interesse einer möglichst einheitlichen Behandlung des Problems erschien es zweckmäßig, gewisse Richtlinien für die Untersuchung aufzustellen. Ihre mehr oder minder strenge Beachtung war jedoch völlig in das freie Ermessen unserer Mitarbeiter gestellt. Die Richtlinien lauteten:

Hauptfrage: Was halten Sie von der Inangriffnahme eines Landeskulturprogramms (Urbarmachung und Meliorationen) zwecks Überführung wesentlicher Teile des Erwerbslosenheeres in eine produktive Tätigkeit?

Unterfragen: I. Erscheint die Aufstellung eines einheitlichen Bebauungsplanes (evtl. durch Reichsgesetz) zweckgemäß?

II. Wie groß schätzen Sie die Fläche des kultur- bzw. verbesserungsfähigen Landes, wieviel Tagwerke sind zur

*) Allein im Bereich des Landesarbeitsamtes Berlin waren 230 700 Arbeitslose beim Arbeitsnachweis eingetragen, von denen nur 158 700 Unterstützung bezogen; d. h. 72 000 arbeitswillige Kräfte (mit ihren Angehörigen ungefähr der Einwohnerzahl von Gelsenkirchen [168 000] entsprechend) wurden nicht durch die Erwerbslosenfürsorge erfasst.

Kultivierung erforderlich, wieviel Arbeitskräfte können beschäftigt werden, wieviel Zeit nimmt die Kultivierung in Anspruch?

Das Ergebnis der Umfrage sei nachfolgend wiedergegeben. Möge es beiden erstrebten Zielen gerecht werden: unseren Lesern eine ernste Stunde des Nach-



Für „Das Dorf“ gezeichnet von Hans Wilsch.

III. Wie hoch sind ungefähr die erforderlichen Geldmittel zu veranschlagen und auf welche Weise sind diese am besten und billigsten zu beschaffen?

IV. Wie hoch schätzen Sie den Mehrertrag an landwirtschaftlich nutzbarem Boden sowie den Gewinn an deutschem Volksvermögen durch die Urbarmachung und Besiedlung?

V. Unter welchen Bedingungen ist Siedlungswilligen das Land zur Verfügung zu stellen?

sinns über die brandendste Frage gegenwärtiger Volkswirtschaft zu vermitteln, darüber hinaus aber zu seinem bescheidenen Teil beizutragen zu der Lösung des Problems der wirtschaftlichen Gestaltung unserer Zeit: Wirtschaftlichkeit und Rationalisierung nicht nur der toten Betriebsmittel, sondern der wertvollsten Betriebskraft, des arbeitswilligen Menschen.

Zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch landwirtschaftliche Meliorationen und innere Kolonisation.

Von Gutsbesitzer R. Schneider-Kleeberg, Niederwalluf.

Die Arbeitslosigkeit in Deutschland, deren Umfang und Auswirkungen hier als bekannt vorausgesetzt werden, droht chronisch zu werden. Von Kennern der Volkswirtschaft und Weltwirtschaft wird bewiesen, daß menschlicher Voraussicht nach auf absehbare Zeit mit 1 bis 1½ Millionen Erwerbsloser zu rechnen ist, wenn nicht neue Beschäftigungsmöglichkeiten erschlossen werden. Nichts liegt näher als die Frage, ob nicht durch Inangriffnahme eines weitaussehenden Landeskulturprogramms ein großer Teil der zur Zeit Erwerbslosen der landwirtschaftlichen Produktion zugeführt werden kann, weil die Einfuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande unsere Handelsbilanz so ungünstig beeinflusst. Die Einfuhr von Lebensmitteln, namentlich tierischer Erzeugung, ist in den letzten Jahren ganz enorm gestiegen. Wir bezahlen also ausländische Arbeit, die in diesen Veredelungsprodukten steckt, die wir aber selbst verrichten könnten, wenn die Voraussetzungen dazu gegeben wären. Zweifellos könnte nach dem Stand der heutigen Technik die deutsche Landwirtschaft das deutsche Volk auf eigener Scholle ernähren, wenn alle Produktionsmöglichkeiten erschöpft würden. Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg. Einmal befindet sich ein sehr hoher Prozentsatz der landwirtschaftlich genutzten Fläche Deutschlands noch in einem sehr mangelhaft kultivierten Zustand, und andererseits sind noch etwa zwei Millionen Hektar kulturfähigen Ödlandes vorhanden, welche überhaupt keinerlei Ertrag bringen. Hinzu kommt, daß in einem großen Teil Deutschlands mit der dichtesten landwirtschaftlichen Bevölkerung eine Grundbesitzverteilung mit kleinster Parzellenwirtschaft vorherrscht, welche jeden landwirtschaftlichen Fortschritt verhindert. Es könnten demnach bei der Bodenkultur in Deutschland vorerst noch beliebig viel Menschen beschäftigt werden, und zwar 1. bei der besseren Kultivierung von altem Kulturland, z. B. bei der dringend notwendigen Entwässerung vieler Millionen Hektar nassen, sauren, sumpfigen Bodens, bei Flusregulierungen, Vorflutbeschaffungen, Deichbauten, Dränagen usw. Auf diesem Gebiet gibt es Arbeit auf Jahrzehnte hinaus. Die Ertragsfähigkeit des entwässerten alten Kulturlandes würde allein durch diese Maßregel vervielfacht, und man kann ohne Übertreibung behaupten: wir könnten die im Versailler Vertrag abgetretenen Gebietsteile im eigenen Land wiedererobern. 2. Erst in zweiter Linie kommt das Ödland in Betracht, weil es immer richtiger ist, zuerst das alte Kulturland auf die höchste Stufe der Ertragsfähigkeit zu heben und weil heutzutage die Meliorierung von Ödland häufig mit höheren Kosten verbunden ist, als dem geschaffenen Neuwert entspricht. Aber immerhin gibt es auch noch sehr viel kulturfähiges Ödland, welches eine zweckmäßige Meliorierung lohnt. 3. können bei der dringend notwendigen Flurbereinigung und Zusammenlegung in Mittel-, Süd- und Westdeutschland viele Arbeitskräfte beschäftigt werden, zumal großzügige Meliorationen in Kleinbäuerlichen Gegenden nur während der Flurbereinigung durchgeführt werden können. Auch durch die Flurbereinigung kann die Ernte in Deutschland ganz gewaltig gesteigert werden.

Besteht nun die Möglichkeit, wesentliche Teile des Erwerbslosenheeres bei der Inangriffnahme eines solchen Landeskulturprogramms zu produktiver Tätigkeit heranzuziehen? Diese Frage möchte ich entschieden bejahen, und zwar auf Grund folgender Betrachtungen: Ein sehr hoher Prozentsatz der Erwerbslosen stammt vom Lande, stammt direkt aus der Landwirtschaft und ist deshalb von Jugend auf mit Landarbeit vertraut. Das große Heer der Fabrikarbeiter rekrutiert sich immer wieder aus den Nachkommen des Bauernstandes. Solange die Industrie voll beschäftigt war und bessere Löhne als die Landwirtschaft zahlen konnte, strömte die Landbevölkerung in die Fabriken und sonstige industrielle Beschäftigungen. Gerade die Familien der Kleinbauern in den verschiedenen Gebirgsgegenden Deutschlands stellten immer die meisten Industriearbeiter, weil sie meist Nebenverdienst zu ihrer kärglichen Landwirtschaft haben mußten, um existieren zu können. Kam es zu Arbeiterentlassungen oder Streiks in der Industrie, dann war Arbeit auf der heimischen Scholle. Die meisten Fabrikstädte sind das Arbeitsziel einer Landbevölkerung im Umkreis von 50 bis 60 Kilometer, welche von Jugend auf mit landwirtschaftlichen Arbeiten ver wachsen ist. Eine zuverlässige Statistik über die Herkunft und Jugendbeschäftigung der heutigen Erwerbslosen würde jedenfalls zu dem Resultate führen, daß ein sehr hoher Prozentsatz vom Lande und aus dem Kleinbauernstand stammt, oder früher schon einmal in der Landwirtschaft gearbeitet hat. Würde es also gelingen, alle diese mit den Bodenkulturarbeiten vertrauten Arbeitslosen wieder bei einem großen, sich über das ganze Reich erstreckenden Landeskulturprojekt zu beschäftigen, so könnte Deutschland aufatmen. Denn die Erwerbslosenfürsorge würde immer produktiver sich gestalten, die Massen würden von dem Druck und den demoralisierenden Folgen der Arbeitslosigkeit befreit und der Nationalreichtum würde durch Schaffung riesiger neuer Werte aus dem Nichts gewaltig gesteigert. Dabei sei gleich darauf hingewiesen, daß sich die Arbeitsgelegenheiten in solcher Landeskultur über ganz Deutschland verteilen, so daß man die Arbeitslosen meist nicht einmal von ihrem Wohnsitz verschieben muß. Denn vom Süden bis zum Norden und vom Westen bis zum Osten gibt es große Gebietsteile Deutschlands, worin noch große Meliorationen der Durchführung harren. Betrachtet man z. B. die deutschen Mittelgebirge, wie die Eifel, den Westerwald, die Rhön, den Vogelsberg, das Fichtelgebirge, den Bayerischen Wald, Schwarzwald, Oberbayern usw., so muß man sagen, daß diese Gegenden in der Landeskultur so zurückgeblieben sind, daß ein großer Teil des ländlichen Nachwuchses dort keine Nahrung findet und deshalb in die Industrie abwandern muß. Wird dort aber entwässert, melioriert und eine neue vernünftige Grundbesitzverteilung durchgeführt, so kann auf Generationen hinaus jeder dort Geborene auch seine Existenz dort finden.

Auf Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden. Tritt nun zu den oben angedeuteten Landeskulturarbeiten die innere Kolonisation hinzu, so ist darin ein weiteres Mittel gegeben, die Arbeitslosigkeit zu ver-

mindern, große Massen des bäuerlichen Nachwuchses vor dem Abrutschen in das industrielle Proletariat zu bewahren und die Ernährung Deutschlands auf eigener Scholle sicherzustellen. Die innere Kolonisation ist die wichtigste Aufgabe, welche bald gelöst werden muß. An geeigneten Siedlern fehlt es nicht. Da ist vor allem das große Heer der nachgeborenen Bauernsöhne Süd-, Mittel- und Westdeutschlands, welche infolge zu dichter Bevölkerung im Süden und Westen keine selbstständige Ackerndahrung mehr erwerben können, die heute nicht mehr auswandern und in andern Berufen nicht mehr unterkommen können. Da ist ferner das große Heer von landwirtschaftlichen Gutsbeamten, welche wegen übergroßen Angebots entweder stellenlos sind oder mit einer ganz unzureichenden Entlohnung vorlieb nehmen müssen, um nur ein Dach über dem Haupt zu haben. Und betrachtet man das große Proletariat von studierten Landwirten, welche heute nicht mehr unterkommen können, so muß man sagen: Was nützt die große Vermehrung der Fachbildungsstätten der Nachkriegszeit, wenn die Absolventen von landwirtschaftlichen Lehranstalten keine Aussicht haben, ihre Kenntnisse in ihrem Berufe, möglichst in einem eigenen Betriebe, zu verwerten?

Alle möchten arbeiten, wenn sie nur Arbeitsgelegenheit hätten. Erwähnen wir noch die aus den abgetretenen Gebietsteilen vertriebenen Landwirte, landwirtschaftlichen Arbeiter und solche, die aus einem nicht befriedigenden Berufe gerne in die Landwirtschaft zurückkehren möchten, so darf man behaupten, daß es an geeigneten Kolonisten nicht fehlt. Die Zeit für eine großzügige innere Kolonisation ist insofern günstig, als der Großgrundbesitz, namentlich im Osten Deutschlands, heute freiwillig Land genug anbietet. Viele Großbetriebe kranken seit der Stabilisierung unserer Währung an dem Mangel genügenden Betriebskapitals und müssen infolgedessen den ganzen Besitz oder große Teile desselben abstoßen, um sich Betriebskapital für den Rest zu beschaffen. Die moderne Entwicklung in der Landwirtschaft drängt überhaupt auf den mittleren Bauernbetrieb zu, weil dieser die meiste Arbeit mit eigenen Familienkräften verrichten kann.

Soweit dürften heute die Meinungen über das oben kurz skizzierte Problem einig gehen. Die schwierigste Frage ist natürlich die Durchführung eines großzügigen Landeskulturprogramms und seine Finanzierung. Nachdem ich mich lange mit den Einzelfragen beschäftigt habe, nachdem ich selbst Jahrzehnte hindurch auf dem Gebiete des Meliorationswesens praktisch gearbeitet und nachdem ich

die Hindernisse kennengelernt habe, welche seither die Inangriffnahme eines Programms verhinderten, bin ich zu folgender Ansicht gekommen:

Will man über Vorschläge und Diskussion von Vorschlägen endlich hinauskommen, so muß von einer Reichsinstanz zunächst ein großes Landeskultur-, Meliorations- und Siedlungsprogramm ausgearbeitet werden, damit ein einheitliches Ziel vorhanden ist, an dessen Erreichung alle Kräfte mitarbeiten. Die Durchführung des Programms wird wohl am besten einem öffentlich-rechtlichen Unternehmen in Form einer Aktiengesellschaft, entsprechend der neuen Reichsbahn-A.-G., übertragen. Diese Gesellschaft könnte etwa den Namen „Deutsche Meliorations-A.-G.“ tragen. Sie übernimmt Meliorationsarbeiten nach kaufmännischen Gesichtspunkten; sie übernimmt Arbeiten für den Staat, Provinzialverbände, Länder, Gemeinden und auch Private gegen Barzahlung, hypothekarisch gesicherten Kredit oder Eigentumsübertragung. Die Mittel zur Finanzierung müßte das Reich durch Auflegen einer Meliorationsanleihe im In- und Ausland beschaffen. Das Kapital der Gesellschaft sollte das Reich zu mindestens 51% in Händen haben. Außer der Meliorationsanleihe würden der genannten Gesellschaft anteilige Beträge der Erwerbslosenbeiträge zufließen. Sie könnte dadurch billiger arbeiten, als es sonst der Fall ist. An Menschenmaterial wird es, wie oben dargelegt, der Gesellschaft nicht fehlen, weder zu Meliorationsarbeiten noch zur Ansiedlung. Der Siedlungsfonds der A.-G. müßte auch die vom Reich bewilligten Millionen erhalten, damit Melioration und Siedlung von einer Zentrale aus einheitlich geleitet werden.

Mit einem Anfangskapital von etwa 500 Millionen Reichsmark könnte die Meliorations-A.-G. eine weitreichende Tätigkeit entfalten. Es wären vor allem Arbeiten in Angriff zu nehmen, welche die Verzinsung der Anleihe gewährleisten.

Wie die zu gründende Gesellschaft im einzelnen aufzuziehen ist, interessiert hier weniger. Ich möchte nur zum Ausdruck bringen, daß ein Weg gesucht werden muß, der zur Vereinigung aller Kräfte in einer zielbewußten Organisation der Melioration, Siedlung und Erwerbslosenfürsorge führt. Jede Zersplitterung führt zu Kräfte- und Kapitalverlust. Alle, die guten Willens sind, müssen vor einen Wagen gespannt werden. Nur dann kann ein Werk geschaffen werden, das sicher zu Deutschlands kräftigstem Wiederaufbau führt.

Erwerbslosenfürsorge und Ödlandkultur.

Von Dr. R. Wilbrandt, ord. Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Tübingen.

Zur Hauptfrage: Angesichts des Verlustes an Ackerland (um mehr als 4%, für all die sonstige Inanspruchnahme des Bodens) halte ich die Ödlandkultur grundsätzlich für wichtig, die Möglichkeit einer Überführung wesentlicher Teile des Erwerbslosenheeres bei Inangriffnahme eines Landeskulturprogramms in eine produktive Tätigkeit im Augenblick aber für eng begrenzt. Der von der Inflation herrührende Kapitalmangel steht dem entgegen. So wenig in allen Einzelheiten dem zugestimmt werden kann, was Prof. Gustav Cassel kürzlich über die Frage der Minderung von Arbeitslosigkeit durch Notstandsarbeiten in der deutschen Presse veröffentlicht hat,

so richtig ist doch sein Grundgedanke, daß auf den herrschenden Kapitalmangel Rücksicht genommen werden muß. Gemäß seiner Konjunkturtheorie liegt es Cassel nahe, daran zu erinnern, daß niedriger Zinsfuß als Ausdruck von Kapitalüberfluß der Anlaß zu sein pflegt, wenn man gewaltige Massen von fixem Kapital erfordernde Unternehmungen in Gang bringt. Eisenbahnbau und Hausbau sind dafür typische Beispiele; doch auch ein Landeskulturprogramm läuft, was den Kapitalaufwand betrifft, auf etwas ähnliches hinaus. Wenn bei hohem Zinsfuß, also Kapitalmangel (der wirklich bestehende Kapitalmangel ist noch größer, wird nur durch den Absatz-

mangel der Industrie verdeckt, welcher die Kapitalansprüche augenblicklich einschränkt), gleichwohl durch Staatseingriff ein großer Aufwand an fixem Kapital herbeigeführt wird, so muß das auf Erzeugung von Kapitalmangel an anderen Stellen hinauslaufen, die vielleicht für den Augenblick viel lebenswichtiger sind. Soweit dürfte also dem Hinweis von Cassel, dem ich an anderer Stelle kritisch im einzelnen nachgegangen bin, zugestimmt werden müssen. Unsere produktive Erwerbslosenfürsorge trägt ihm dadurch Rechnung, daß sie mit möglichst geringem Kapitalaufwand möglichst viele Arbeitskräfte in Bewegung zu setzen, also erwerbsfähig zu machen, so mit Kaufkraft auszustatten und so indirekt auch andere Produktionszweige wieder zu beleben trachtet; sie wählt daher Produktionszweige aus, bei denen tunlichst die Lohnkosten die Hauptsache sind, und sie trägt dem Kapitalmangel nicht minder dadurch Rechnung, daß sie den Gesamtumfang der aus öffentlichen Mitteln ermöglichten zusätzlichen Produktion auf ein Minimum beschränkt; denn gegenüber den vor kurzem noch zwei Millionen Erwerbslosen und ebenso zahlreichen Kurzarbeitern ist ein Produktionsprogramm, das höchstens 200 000 dauernd beschäftigt, doch ein Tropfen auf den heißen Stein. Das ist aber nicht aus Nachlässigkeit der Regierung, sondern aus wohlverstandener Rücksicht auf die Finanzlage und letzten Endes auf den Kapitalmangel zu erklären.

Trotzdem halte ich es für wichtig, sich über das Ziel klar zu werden, das man verfolgt: 1. um für bessere „Zeiten“ vorzusorgen, in denen mehr Kapital zur Verfügung stehen wird, und 2. um für das augenblicklich eng begrenzte Vorgehen sich doch selber klar zu machen, was man tut. Es sei mir gestattet, das Ziel darzulegen, auf das es mir selber ankommt, wenn ich mich zu dem Programm, um das es sich hier handelt, äußere. Ich möchte daher auf die Unterfragen 4 und 5 näher eingehen.

Zur Unterfrage 5: Die Bedingungen, unter welchen Siedlungswilligen das Land zur Verfügung zu stellen wäre, sind volkswirtschaftlich gemäß dem mir vorschwebenden Endziel dahin zu charakterisieren, daß intensivste Kleinlandwirtschaft (Gartenbau, Gemüsekultur) mit Industriearbeit in derselben Hand, nämlich der des Siedlers, zu vereinigen ist, und sozial dahin, daß der Siedler unabhängig und nicht etwa als Insasse einer Werkskolonie (also nicht unter Verbindung von Mietvertrag und Arbeitsvertrag) sein Land bestellt.

Um gemäß der Unterfrage Nr. 4 die damit verbundenen Vorteile kurz zu skizzieren, weise ich auf folgende Punkte hin: 1. Hoher Mehrertrag je Hektar bei gartenbaumäßig betriebener Gemüsekultur im Vergleich zu sonstiger Landwirtschaft. Es ist mir lange schon wichtig erschienen, wie sich die Hektarerträge bei Gemüsekultur im Vergleich zu denen der sonstigen Landwirtschaft verhalten. Die Frage war nicht geklärt und ist daher in meinem Auftrag untersucht worden. Das Ergebnis, beruhend auf einer sorgfältigen Berechnung für eine Anzahl von Gärtnereien und eine Anzahl von Gutshöfen in und um Ulm, ist zwar in seiner Bedeutung zunächst lokal begrenzt; da aber Klima und Boden von Ulm doch wohl ungefähr von den Extremen gleich weit entfernt sind, dürften verallgemeinernde Schlüsse nicht voreilig sein. Analoge Untersuchungen an andern Plätzen wären freilich erwünscht. Je nach Klima und Boden wird sich die Lage mehr zugunsten des Gemüsebaues oder aber der sonstigen Landwirtschaft verschieben. Ich teile vorläufig das Ergebnis jener Untersuchung (Versuch eines Vergleichs landwirtschaftlicher

und gärtnerischer Hektarerträge, von Gertrud Laupheimer, Tübinger Dissertation 1926, Manuskript) ganz kurz mit. Der Gemüsegartenbau lieferte 6,7 mal so viel Kalorien je Hektar als die Landwirtschaft und 9,37 mal so viel Kalorien je Hektar als der Obstbau (a. a. O. S. 125). Es ist also bei Gemüsebau, der ja gerade für Siedler am meisten in Betracht kommt, sofern es sich um größere oder kleinere Gärten unmittelbar am Hause handelt, unter analogen Verhältnissen wie in Ulm eine fast siebenmal so große Menschenzahl auf demselben Boden ernährbar als durch den sonst üblichen Landwirtschaftsbetrieb.

2. Geringer Arbeitsertrag: Der Gemüsegartenbau erforderte 27 mal so viel Arbeit je Hektar als die Landwirtschaft (a. a. O. S. 126). Ich übergehe den Arbeitsaufwand für Beerenkultur und Obstbaumkultur, um mich hier auf die Hauptsache zu beschränken. Sie besteht darin, daß zwar je 1000 Hektar landwirtschaftlich 2090 Männer mehr ernährt als beschäftigt werden können, gärtnerisch dagegen 10 340, daß also trotz des größeren Arbeitsaufwandes eine viel größere Konsumentenmenge mit ernährt werden kann, wenn man Gemüsebau gärtnerisch betreibt; daß aber der Mehraufwand an Arbeit, nämlich je Kalorie ungefähr das Vierfache wie bei landwirtschaftlich genutzter Fläche, doch andererseits eine ungeheure Arbeitsbelastung darstellt, oder, wie ich es zusammenfassend formulierte, auf einen geringen Arbeitsertrag hinausläuft.

3. Gemüsebau ist daher nur möglich, wenn a) entweder für wohlhabende Käufer produziert wird, deren Kaufkraft ausreicht, um die entsprechend teure Gemüsekost zu bezahlen, oder b) ein Selbstversorger auf diese Art außerordentlich günstige Kombinationen von Boden und Klima für sich ausnützt, wie sie bei durchschnittlich vorhandenem Odland gewiß nicht vorausgesetzt werden können, oder wenn schließlich c) der Gemüsegartenbau vom Selbstversorger für sich und seine Familie (auch mit deren Hilfe) nur im Nebenberuf betrieben wird; unter Nebenberuf sei hier nicht nur der Gartenbau als Vergnügen nach Feierabend, sondern, und damit wird etwas Neues vorgeschlagen, eine Einschränkung der industriellen Tätigkeit zugunsten dieser anderen Nahrungsquelle um etwa 10 bis 20% verstanden. Diese Einschränkung der Industriearbeit könnte eine tägliche Reduktion der Arbeitszeit oder aber das Freigeben eines gewissen Teiles der Woche — tunlichst unter Anpassung an die Erfordernisse des Gartenbaues, also auch an Jahreszeit, Witterung usw. — bedeuten; das hängt von örtlichen Umständen, vor allem von der Entfernung zwischen Fabrik und Siedlung ab, sowie von den Verkehrsmitteln, welche die Entfernung verkürzen. Das Entscheidende ist, daß um 10 bis 20% weniger in der Industrie verdient werden müßten; daß also, aufs Ganze der Volkswirtschaft gesehen in dem Maße, als die hier angedeutete Idee Verwirklichung findet, jeweils um 10 bis 20% der durch Industriearbeit zu deckende Nahrungsbedarf verringert, also ein entsprechender Teil des Volkes wieder aus eigener Scholle ernährt wird. Bisher ist zwar so weitgehend von dieser Möglichkeit noch kaum Gebrauch gemacht worden; immerhin ist den Industriearbeitern in Südwestdeutschland (Württemberg, Baden) seitens der Fabrikleitungen traditionell Entgegenkommen erwiesen worden, um ihnen die landesübliche Bestellung des eigenen „Gütles“ möglich zu machen. Spezialliteratur bietet beispielsweise der badische Fabrikinspektor Fuchs in seinen Schriften über die Industriearbeiter Pforzheims, wo in der Umgegend vor dem Kriege etwa 200 Goldmark je Familie/jährlich als Ertrag dieser Nebenberufslandwirtschaften geschätzt wurden.

Neu ist an meiner Idee nur, daß systematisch ein gewisser Prozentsatz, etwa 10 bis 20%, an Industriearbeit abgebaut und in Gartengemüsekultur als Nebenberuf umgewandelt werden soll.

4. Der Sinn dieses Vorschlags ist im folgenden zu erblicken: a) Ein entsprechender Prozentsatz der Bevölkerung wird aus der Industrie auf die eigene Scholle verlegt, um ebensoviel also das Arbeitslosenheer der Industrie vermindert, sofern die Durchführung der Idee allmählich verallgemeinert wird. b) Grundlegend für die Idee ist die in Übereinstimmung mit Cassel beobachtete Stagnation, die entsprechend den tieferliegenden Ursachen unserer heutigen Absatzschwierigkeiten nicht mehr mit Aufschwungszeiten abwechselt, sondern mehr chronischen Charakter anzunehmen droht, so daß irgendeine Art von Rückführung aufs Land oder „Reagrarisierung“ geboten erscheint. c) Die Schwierigkeiten der Rückführung aufs Land sind enorm. Abgesehen vom Großgrundbesitz, in dessen „Eklaverei“ die ihm Entlaufenen nicht zurück wollen, ist der nicht unmittelbar vom Lande stammende Teil der Industriearbeiterschaft ja überhaupt für

Landarbeit ungeeignet und kann nur auf dem Wege der Jugendfürsorge, durch speziell beauftragte Überführung in Bauernfamilien, wie das bei 40 000 Jugendlichen jetzt erreicht worden ist, aufs Land zurückgebracht werden. Anders bei der hier vertretenen Idee: Siedlungswille ist nur zu vieler vorhanden, die Neigung zu solchem Nebenberuf in der Arbeiterschaft häufig. d) Aus Raummangel verzichte ich darauf, die Schwierigkeiten aufzurollen, die bei andersartiger Intensivierung der Landwirtschaft drohen: die leicht damit verbundene Erhöhung der Herstellungskosten landwirtschaftlicher Produkte setzt sich in deren Verteuerung und somit indirekt in höhere Lohnkosten für die Industrie um, erschwert also deren Export noch mehr. Dieser Konflikt ist hier umgangen, indem der Siedler selbst das bei intensivster Landwirtschaft unvermeidliche Mehr an Arbeit im Nebenberuf trägt; ihm erleichtert das freudige Arbeiten auf eigener Scholle sowie der gesundheitlich und psychisch hoch anzuschlagende Vorteil des Abwechsels zwischen Industrie und Gartenarbeit das dabei zu bringende Opfer an Ausdehnung der Arbeitszeit.

Erwerbslosenfürsorge und Ödlandkultur.

Von Dr. Hugo Horny, Wiesbaden.

Trotz des seit Monaten viel besprochenen Arbeitsbeschaffungsprogramms der Reichsregierung ist die deutsche Erwerbslosenziffer bedrohlich hoch. Auch das Absinken der Erwerbslosenzahl, welches die letzten Monate, im wesentlichen als Auswirkung von leider vorübergehenden Ursachenumständen, gebracht haben, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die durch die Erwerbslosigkeit begründete innerpolitische Lage des deutschen Volkes mit dem wenig beneidenswerten Sitz auf dem Pulverfaß zu vergleichen ist. Ferner haben Mängel in der Erwerbslosenstatistik, wie unlängst Magistratsrat Dr. Michel, Frankfurt a. M., in der Tagespresse nachwies (vgl. Frankfurter Zeitung vom 23. Oktober, 2. Morgenblatt), bedenkliche Täuschungen über die wahre Lage des deutschen Erwerbslosenproblems und seine voraussichtliche Gestaltung während des bevorstehenden Winters im Gefolge.

Dabei muß man mit Besorgnis wahrnehmen, daß nach wie vor so manche „Belebung des Arbeitsmarktes“ durch öffentliche Stellen auf „Beschäftigung“ hinausläuft, also unproduktiv ist, während nur die produktive Arbeit wirkliche Heilung für die schweren sozialen Leiden des deutschen Volkes zu bringen vermag. Erkennt man einerseits die offenbare Auertraglichkeit des Zustandes, in dem die deutsche, immer noch krank, infolge von Krieg, Inflation und Dawesplan mit noch jahrzehntelang dauernden Gebrechen behaftete Wirtschaft jährlich nennenswert mehr als 1 Milliarde Goldmark an Erwerbslosenunterstützung aufbringen muß, und vergegenwärtigt man sich andererseits die Tatsache, daß die zur äußersten Rationalisierung gezwungene deutsche Industrie nach dem Urteil maßgebender Wirtschaftspolitiker künftig nur ein gegenüber der Vorkriegszeit vermindertes Arbeitskräfteheer zu beschäftigen vermag, so wird klar, daß für Deutschland die wirtschaftliche und soziale Rettung nur auf dem Wege der Agrarisierung eines gegenüber dem bisherigen Zustande stark vergrößerten Volksteils liegen kann. Eine solche mühte — kurz gesagt — zum Zwecke haben

einen sofortigen starken und andauernden Abfluß von Menschen, insonderheit Erwerbslosen, aus dem überfüllten industrialisierten Westen in den Osten des Reiches mit dem Ziel, selbständige Existenzen aus ihnen zu machen.

Erläuternd muß hierbei von vornherein gesagt werden, daß sich leider im Erwerbslosenheere der westdeutschen Großstädte und Industriegebiete ein erschreckend großer Prozentsatz jugendlicher ländlicher Herkunft befindet, ja daß sogar die westdeutschen Kleinbauerngebiete selbst, wenn auch nicht innerhalb der Landwirtschaftsbetriebe, eine große Zahl von Erwerbslosen aufweisen, weil es während des letzten Krieges und der bisherigen Nachkriegsjahre unmöglich gewesen ist, in annähernd dem normalen, d. h. in dem von der Vorkriegszeit her gekannten Maße Kleinbauernsöhne selbständig werden zu lassen. Sodann ist hervorzuheben, daß eine umfassende, auf das vorgenannte Ziel gerichtete dichtere Bevölkerung des deutschen Ostens mit Selbstverständlichkeit einem starken Kontingent von Handwerkern, Kaufleuten, Angestellten und Beamten, ohne die auch Bauernsiedlungen nicht leben können, zur Selbständigkeit verhelfen würde.

Die nun zunächst sich ergebende Frage lautet: „Kann denn überhaupt ein wirklich großer Bestand von Erwerbslosen mit baldiger Aussicht auf Selbstständigmachung in irgendwelcher Form für produktive Landeskulturarbeiten herangezogen werden?“ Die Frage ist unbedenklich zu bejahen, und zwar unter Hinweis auf die bedeutenden Ödlandflächen, vor allem kulturfähigen Moore und Heideländereien, die das deutsche Land immer noch aufweist. Der Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche berechnete 1922 die kulturfähigen deutschen Ödlandflächen auf 3 757 500 oder rund 4 000 000 Hektar und schätzte, daß je die Hälfte dieser Fläche auf Moorland und auf mineralisches Ödland entfallen. Seit der großzügigen Innenkolonisation Friedrichs des Großen, der durch Trockenlegung des Oberbruches „mitten im Frieden eine Provinz gewann“, hat die deutsche Ödlandkultur nur insoweit

Fortschritte gemacht, als die wissenschaftlichen Grundlagen für die produktive Auswertung der deutschen Moore nebst praktischen Beispielen vollkommenster Art geschaffen worden sind, als auch — das muß anerkannt werden — der größere Teil der Lüneburger Heide agrarkulturell erschlossen worden ist. Im übrigen aber ist die Trockenlegung von Sumpfgelände, wie es die ganze norddeutsche Tiefebene von der holländischen bis zur polnischen und russischen Grenze in so reichem Maße aufweist, auch die Moorbefiedlung und die Inkulturnahme der übrigen großen deutschen Ödlandflächen stecken geblieben. Über die Gründe für diese Erscheinung soll heute und an dieser Stelle nicht gesprochen werden; nur die einfache, unbestreitbare Tatsache sei hervorgehoben, daß zur Zeit annähernd 4 Millionen Hektar kulturfähigen Ödlands in Deutschland fast ungenutzt liegen, während nach wie vor weit über eine Million arbeitsfähiger und arbeitswilliger Menschen den deutschen Arbeitsmarkt belasten.

Angeichts dieser Sachlage wird selbst der vorsichtigste Theoretiker zu dem Urteil gelangen, daß gehandelt werden muß. Das braucht zur Zeit nicht so zu geschehen, daß man sofort zur Besiedlung der deutschen Ödlandflächen übergeht. Es sollte aber eine umfassende Inkulturnahme der kulturfähigen deutschen Ödlandflächen Platz greifen, um einerseits jetzt mit den reichlich vorhandenen Arbeitskräften die Grundlagen für die spätere Besiedlung der deutschen Ödländereien zu schaffen und andererseits mit Hilfe von Ödlandkulturarbeiten Bauernsiedler auszuwählen, auch, so weit möglich, heranzubilden. Den geeigneten Siedlern sollte sobald als tunlich vollwertiges, durch Reich oder Staat vorher im Ankaufswege bereitgestelltes Kulturland aus dem Bestande der Großgüter des deutschen Ostens unter günstigen Bedingungen überlassen werden. Erst wenn die schon aus landwirtschaftlich-betriebswirtschaftlichen Rücksichten nicht mehr abweisbare Aufteilung des größten Teiles des ostelbischen Großgrundbesitzes in Bauernbetriebe und deren Befiedlung im vollen Gange ist, kann daran gedacht werden, auch die deutschen Ödlandflächen zu besiedeln.

Diese inmentolonisatorische Reihenfolge sollte schon aus dem Grunde eingehalten werden, weil zur Zeit vollwertiges landwirtschaftliches Produktionsgelände so preiswert wie vielleicht nie wieder, nämlich zu $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ des wirklichen Dauerwertes, nach Belieben zu haben ist. Die Siedlung auf vollwertigem Kulturland ist deshalb heute schon wegen der billigen Landbeschaffungsmöglichkeit die zunächst gegebene. Die ist aber einstweilen auch die wirtschaftlichste, weil die Rentabilität einer Ödlandsiedlung wegen der erheblich gegenüber dem Normalfalle erhöhten Anlagekosten viel weniger leicht gesichert werden kann als die einer Siedlung auf altkultiviertem Boden.

Die zur Inkulturnahme von Ödlandflächen zu leistenden Arbeiten sind vor allem: Wegebauten zwecks Aufschließung der Ödländereien, ferner bei Moor- und Sumpfgelände Entwässerung durch offene Gräben und Dränage, Planierungsarbeiten, Beseitigung von Gestrüpp und minderwertigem Gehölz, Beseitigung von Geröll und Felsblöcken, Ausstoßen von Baum- und Sträucherwurzeln; sodann muß vielfach noch folgen das Herstellen einer bearbeitungsfähigen Kulturfläche durch Gerstören und Umbrechen der durch die wilde Bodenbewachung gebildeten Narbe. Das letzte

ist — in der Regel nach vorangegangener Kaltung und Düngung — die Besamung mit landwirtschaftlichen Kulturpflanzen oder die Aufforstung. Zur Ödlandkultur im weitesten Sinne ist auch die Neugewinnung von Kulturland durch Eindeichung, wie sie neuerdings an der Westküste Schleswig-Holsteins umfangreich betrieben wird, zu rechnen.

Wenn nun auch infolge der neuesten Landeskulturfortschritte die früher besonders zeitraubend gewesenen Umbruchsarbeiten heute vielfach maschinell, nämlich durch den Landbaumotor, erledigt werden, so bleiben dessen ungeachtet doch Kulturarbeiten genug, die der menschlichen Arbeit vorbehalten sind. Am umfangreichsten wird menschliche Arbeit gebraucht bei Wegearbeiten und der Beschaffung des Baumaterials hierfür, wie Steine, Sand, Schotter, Durchlässe und Grabenübergänge, ebenso bei Steinbrückenbauten. Im großen Durchschnitt kann man rechnen, daß, wenn alle Arbeiten einschließlich der Wegebauten durch Menschenhand erledigt werden, die Inkulturnahme eines Hektars Ödland 200 bis 350 Tagewerke erfordert. Rechnet man, ebenfalls im Durchschnitt aller Fälle, je Hektar den Aufwand von 300 Tagewerken, so könnten 50 Arbeiter in 30 Tagen oder mit 1500 Tagewerken 5 Hektar, in einem Jahre 60 Hektar Kultivierungsfläche bewältigen. Würden 500 000 Arbeiter für die Kultivierungsarbeit beansprucht, so könnten sie 600 000 Hektar im Jahre einschließlich aller Wegebauten, Gräbenanlagen und Dränagen kultivieren. Dieselbe Arbeiterzahl hätte demnach, rund gerechnet, $6\frac{1}{2}$ Jahre zu schaffen, um aus den deutschen Ödlandflächen landwirtschaftliches Kulturland zu machen. Eine Million Arbeitskräfte brauchte rund $3\frac{1}{4}$ Jahre zur gleichen Leistung. Die Heranziehung des Landbaumotors würde die Sachlage wesentlich im Sinne der Zeitverkürzung und Verbilligung ändern; es muß aber beachtet werden, daß der Landbaumotor keineswegs zur Kultur aller Ödlandflächen Verwendung finden kann, in nassen Jahren durch die zu große Bodenfeuchtigkeit erfahrungsgemäß auch weitgehend ausgeschaltet wird. Eine weitere Zahl von etwa 300 000 bis 400 000 Arbeitskräften würde bei großzügiger Bauernansiedlung im deutschen Osten nötig sein, um die in Kolonnen zu erledigenden Siedlungsarbeiten, wie Wege- und Gräbenbauten, Abholzungen, Ausstokungen, und die bis zur Zuteilung der Siedlerstellen an die Siedler nötigen aderbaulichen Kolonnenarbeiten ordnungsmäßig zu besorgen; schließlich würden einige hunderttausend Bauhandwerker aller Gattungen im Falle einer umfassenden deutschen Agrarsiedlung im deutschen Osten für die Errichtung der Siedlergehöfte gebraucht. Man sieht, daß durch ein großangelegtes Landeskultur- und Siedlungswerk das deutsche Erwerbslosenheer ohne Frage produktiv ausgewertet werden könnte.

Ganz selbstverständlich ist es, daß ein Kulturwerk, wie das eben beschriebene, besondere Arbeitsmethoden erfordert. Die Unterbringung der Arbeitermassen würde in den Ödlandkulturgebieten nur mit Hilfe von Barackenlagern möglich sein. Aber auch die Verpflegung und die sonstige Lebensgestaltung von großen Trupps von Landeskulturarbeitern würde nur so zweckentsprechend geregelt werden können, daß Massenverpflegung durch den öffentlichen Unternehmer stattfindet, und zwar unter entsprechender Kürzung des Arbeitslohnes, der ohnehin für alle diejenigen, für welche solche Landeskulturarbeiten eine Vorbereitung und Lehre für spätere Siedlertätigkeit sind, im ersten Jahre etwa halber, später Dreiviertellohn zu sein hätte.

Auf diese Weise werden sich künftige Siedler auch ihre Ansprüche auf die Zuteilung einer Siedlerstelle zu erwerben haben, wie überhaupt der Erwerb der Siedler-selbstständigkeit durch Arbeit der Grundzug der künftigen deutschen Innentolonisation wird sein müssen.

Die durch die Kultivierung von Ödland je Flächeneinheit entstehenden Kosten sind verschieden hoch, je nach der Art des zu kultivierenden Ödlandes. Moor- und Heideländ erfordern einen höheren Kostenaufwand als das Ödland der deutschen Mittelgebirge. Während bei letzterem die Kosten je Hektar zwischen 800 und 1500 R.-Mk. schwanken, bewegen sie sich bei Moor, Bruch, Heide und bei Eindeichungen im allgemeinen zwischen 1200 und 3500 R.-Mk. Bei einheitlich durchgeführter Kulturarbeit zu verbilligten Sätzen, wie oben angegeben, würde im großen Durchschnitt der Hektar Ödland schätzungsweise mit dem Kostenaufwand von 2000 R.-Mk. einschließlich der etwa notwendigen Arbeit des Landbau-motors zu kultivieren sein. Das würde bedeuten, daß der Gesamtaufwand für Inkulturnahme der deutschen Öd-ländereien rund 8 Milliarden R.-Mk., der Aufwand für eine Jahreskulturarbeit unter der Annahme, daß die Durch-führung des Gesamtkulturwerkes auf sieben Jahre ver-teilt würde, etwas über eine Milliarde R.-Mk. betrüge. Die Rechnung ergibt zunächst das gewiß sehr beachtliche Resultat, daß die durch die planmäßige deutsche Ödlandkultur entstehenden Jahreskosten vor-aussichtlich mit den augenblicklich jährlich ge-zahlten deutschen Erwerbslosenunterstützungs-geldern ungefähr bestritten werden könnten, wenn auch die von der Öffentlichkeit zu übernehmenden Kosten für die Unterbringung, Belehrung und Wohlfahrt der Landeskulturarbeiter (Sport- und Spielplätze, Lese-hallen, Siedlerfachkurse usw.) nebst einem verlorenen Zu-schuß des an dem Kulturwerk aufs höchste interessierten Staates an den Kosten der Massenverpflegung zu dem oben genannten Jahreskostensatz hinzugeschlagen werden müßten. Mindestens würde man wohl nicht fehlgehen in dem Urteil, daß, wenn man die heute jährlich für un-produktive Erwerbslosenunterstützung aufgewendeten Mittel der Landeskultur nutzbar machen wollte, nicht allein produktive Arbeit des deutschen Erwerbslosenheeres, sondern sehr schnell, nämlich in dem Maße, in dem all-jährlich Siedler aus dem künftigen Landeskulturarbeiter-heere abfließen, erhebliche und schnell spürbare Ersparnis an Aufwendungen nach Art der heutigen Erwerbslosen-unterhaltungskosten entstünden. Für die Progression dieser Ersparnis möge hier der Hinweis genügen, daß die künftige Agrarsiedlung im deutschen Osten darauf ge-richtet sein muß, alljährlich mindestens 20 000, wenn irgend möglich aber 40 000 Siedler sesshaft zu machen. Auf die Organisation und Finanzierung des mehrfach genannten künftigen deutschen Sied-lungswerkes kann hier nicht eingegangen wer-den, weil die genügend präzise Behandlung dieses Themas hier zu weit führen würde. Es mag genügen, die Zusammenhänge der deutschen Ost-besiedlung mit der Ödlandkultur einerseits und der Er-werbslosenauswertung andererseits an dieser Stelle an-gedeutet zu haben.

Die eine wichtige Frage aber bedarf noch an dieser Stelle der Erörterung, inwiefern die deutsche Öd-landkultivierung, auch wenn nicht sofort zu ihrer Aufteilung in Bauernbetriebe geschritten würde, produktiv wäre. Welche Erträge kann man

von der Fläche der deutschen Ödländereien durch ihre Kultivierung erzielen?

Die Frage ist, soweit die deutschen Moore in Betracht kommen, bereits von dem oben schon erwähnten Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche ein-gehend behandelt und dahin beantwortet worden, daß, wenn man zu gleichen Teilen Getreide, Hackfrüchte (ein-schließlich Futtergewächse), Wiesen und Weiden anbaute, der Gesamtjahresertrag nach Abzug der Aussaat und der bisherigen Mooreerträge auf 459 000 000 Mk. zu berechnen sei. Für die Heide- und sonstigen außer den Mooren vor-handenen deutschen Ödlandflächen liegen gleichartige Be-rechnungen zwar nicht vor. Berücksichtigt man aber, daß ein großer Teil der deutschen Mittelgebirgsödländereien beste Bodenverhältnisse aufweist, daß bei den Ein-deichungsarbeiten an den deutschen Küsten geradezu jungfräuliches Neuland gewonnen wird und daß auch die Kultur der Heideländereien nach den in der Lüneburger Heide gemachten Erfahrungen zu recht erheblichem Teil wertvolles Ackerland liefert, so wird man keinesfalls fehl-greifen mit der Schätzung, daß alles außer den Mooren vorhandene deutsche Ödland noch einmal mindestens 450 Millionen Mk. Jahresertrag abzüglich der Be-samungskosten und der bisherigen Erträge bringen könnte. Es ergäbe sich nach dieser vorsichtigen Rechnung, daß der Jahresertrag der deutschen Ödländereien auf rund 900 Millionen Mk. veranschlagt werden darf, d. h. daß voraussichtlich die ganzen im Interesse der deutschen Ödlandkultur zu machenden Aufwen-dungen innerhalb von etwa neun Jahren nach Erzielung der Vollernten aus den neu gewonne-nen Kulturflächen bezahlt werden könnten.

Solange die Kulturkosten vorgestreckt werden müssen, ist ihre Verteilung auf breite Schultern unerlässlich. Ein Verteilungsmodus, nach dem das Reich ein Drittel, der Staat ein Drittel, der die Arbeitskräfte stellende Kom-munalverband jeweilig ein Sechstel und die Arbeitgeber- und die Arbeitnehmerorganisationen je zur Hälfte das letzte Sechstel der Kosten trügen, würde — so darf man, ohne sich Verbesserungsvorschlägen zu verschließen, an-nehmen — der gerechteste sein.

Der wertvollste Ertrag, den die Inkulturnahme der deutschen Ödländereien liefern kann, ist naturgemäß in der einstmaligen Gewinnung einer möglichst großen Zahl freier Siedlerexistenzen zu er-blicken. Er übertrifft in seiner volkswirtschaft-lichen und volkstumpolitischen Bedeutung jede andere Produktivgestaltung der in Rede stehen-den Flächen weit. Auch die Möglichkeit der Gewin-nung freier deutscher Bauern auf dem Wege der Ödland-kultur ist schon für einen Teil der deutschen Ödlandfläche, nämlich ebenfalls wieder für die deutschen Moore vom Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche, untersucht worden. Das Ergebnis dieser Unter-suchungen muß allerdings nach den durch die Moor-besiedlungsversuche der Nachkriegszeit gelieferten Er-fahrungen lebhaft angezweifelt werden.

Nach den Berichten des genannten Vereins nämlich schätzte v. Seelhorst, daß man auf 2 Millionen Hektar Moorgelände 500 000 fünfköpfige Siedlerfamilien auf Stellen von je 4 Hektar sesshaft machen könnte. Die Zahl ist viel zu hoch gegriffen, da erfahrungsgemäß Bauern-stellen von nur 4 Hektar Durchschnittsgröße in der Moor-kultur — von Ausnahmen, die z. B. Gärtnerei- oder Ge-müsebaubetriebe darstellen können, abgesehen — zu klein und dauernd unrentabel sind. Im allgemeinen sollte man

auf Moor der Einzelstelle kein kleineres Ausmaß als 20 bis 25 Hektar geben. Geschieht dies, so darf damit gerechnet werden, daß, wenn einst das deutsche Siedlungswerk vollendet ist, 150 000 bis 200 000 freie Bauern die heute noch öden Gefilde der deutschen Moore und Heiden bevölkern.

Im übrigen würde die Behandlung von Einzelheiten der Ödlandbesiedlung hier zu weit führen. Auf sie einzugehen, ist Sache einer besonderen Abhandlung, in der auch die großen, die Rentabilität vielfach gefährdenden Schwierigkeiten der Ödlandbesiedlung genügend zu würdigen sind. Diese Schwierigkeiten dürfen aber den deutschen Landeskulturpionier nicht mutlos machen. Weshalb soll das, was Holland schon seit Jahrhunderten auf dem Gebiete der Moor- und Heidekultur vorbildlich geschaffen hat, für Deutschland unmöglich sein?

Während der Inkulturnahme der Ödlandflächen wird ihre Bewirtschaftung durch denselben öffentlichen Unternehmer — der bei der Ödlandkultur am zweckmäßigsten der Staat, bei der Siedlung das Reich ist — zu erfolgen haben, der rechtzeitig genug die zu kultivierenden Ödlandflächen in seine Hand gebracht hat. Dieser öffentliche Unternehmer würde also auch die Ernten der zu

kultivierenden Flächen zunächst für sich unter zweckentsprechender Abrechnung mit den übrigen Trägern der Kosten des Unternehmens nutzbar machen, und zwar nach dem Vorbilde, welches der preußische Staat neuerdings im hannoverschen Moor gegeben hat.

Als sehr bedauerlich muß es empfunden werden, daß eine zuverlässige Moorstatistik in Deutschland bisher fehlte, so daß man in wichtigen, die Moorkultur betreffenden Untersuchungen auf Schätzungen angewiesen war, ein Mangel, der sich naturgemäß auch in den hier vorliegenden Ausführungen geltend macht. Eine genaue Statistik über die deutschen Moore sowie die übrigen deutschen Ödländereien und ihren Charakter ist ein dringendes Erfordernis, ebenso wie ein Reichsgesetz, welches nach den durch die Stabilisierung und den Dawesplan geschaffenen Verhältnissen ein klares Landeskultur- und Siedlungsprogramm für die höchst eilig gewordene deutsche Agrarsiedlung darbietet. Dieses in Gesetzesform aufgestellte Programm würde auf dem Reichsiedlungsgesetz vom 11. August 1919 aufzubauen sein, indem es als Ziel-punkt ins Auge faßt den Ausspruch des Reichskanzlers Dr. Luther: „Die Siedlung ist nicht eine, sondern die Lebensfrage des deutschen Volkes!“



Wir haben in unserer Einleitung bewußt davon abgesehen, in irgendeiner Form vorher zu den nachfolgenden Aufsätzen kritisch Stellung zu nehmen, auf Wesentliches im einzelnen hinzuweisen, Berührungspunkte miteinander zu verbinden, scheinbare Gegensätze zu beleuchten, zahlenmäßig voneinander abweichende Voraussetzungen oder Schlussfolgerungen gegeneinander abzuwägen oder aus den verschiedenen Betrachtungsebenen heraus zu erklären. Wir waren uns darüber klar, daß diese Zurückhaltung gewisse Gefahren in sich barg, daß vielleicht ein Teil unserer Leser, über Wesentliches hinweggleitend, an einzelnen Zahlen hängenblieb und sich berechtigt fühlte, hier oder dort feststellen zu dürfen, daß sich offensichtlich nicht einmal „die Gelehrten ganz einig seien“.

Wir haben davon abgesehen, weil wir eine noch größere Gefahr in der durch die Vorkritik bedingten Voreingenommenheit der Leser erblickten. Ein kurzes Nachwort erscheint uns jedoch unumgänglich.

Auch hier wollen wir nicht in eine sich in Kleinigkeiten verlierende Untersuchung eintreten, ob nun an jeder Stelle das Tüpfelchen haargenau über dem i steht. Uns kommt es darauf an, die großen Gedanken herauszuschälen, zu ergründen, ob die verschiedenen Stimmen über das gleiche Thema symphonisch zusammenklingen, oder ob wirklich Gegensätze in den einzelnen, völlig unabhängig voneinander entwickelten Anschauungen zutage treten, die unüberbrückbar sind und damit die Möglichkeit einer Lösung des Problems zweifelhaft erscheinen lassen.

Betrachtet man aus diesem Gesichtswinkel die Gesamtheit der entwickelten Gedanken, so zieht sich durch alle die klar und eindeutige Bejahung der Frage nach der Notwendigkeit einer Ödlandkultur und Bodenverbesserung.

Auch Professor Dr. Wilbrand steht grundsätzlich auf dem gleichen Standpunkt; er ist zwar der Auffassung, daß die Unterbringung wesentlicher Teile des Erwerbslosenheeres augenblicklich an der Kostenfrage scheitert, hält es aber trotzdem für notwendig, die Grundlagen zu untersuchen, „um für bessere Zeiten vorzusorgen“. Seine weiteren grundsätzlichen Ausführungen, soweit sie die Notwendigkeit einer stärkeren Intensivierung des land-

wirtschaftlich schon genutzten Bodens betonen, erscheinen außerordentlich beachtenswert, sowohl von der handelspolitischen Seite (Verminderung der Passivität der Handelsbilanz) als auch der sozialpolitischen Seite (Beschäftigung des 27fachen an Arbeitskräften gegenüber der Landwirtschaft) aus betrachtet. Die von W. in seinen oben genannten Ausführungen aufgestellten Schlussfolgerungen dagegen, welche letzten Endes auf eine Berufsspaltung hinauslaufen, erscheinen uns weder zwingend noch realisierbar. Wer im industriellen Herzen Deutschlands, dem Landstrich zwischen Rhein und Ruhr, an irgendeiner Stelle als wirkendes Glied in den tausenden Webstuhl der Zeit eingebaut ist, wird bei sachlicher Überlegung von sich aus zu der Erkenntnis kommen: Eine derartige Berufsteilung im abgewogenen Prozentverhältnis zwischen Landarbeit und Industriearbeit ist hier unmöglich.

Wir geben zu, daß die finanzpolitische Seite des Programms in unserer Untersuchung sehr stiefmütterlich behandelt ist, wenn sich auch an den verschiedenen Stellen (vgl. insbesondere die Ausführungen von Dr. Horny) Ansätze hierzu finden. Diese Lücke in der Darstellung ist aber entschuldbar, da bis heute eine umfassende Untersuchung über die finanziellen Grundlagen eines Landeskulturprogramms noch gänzlich fehlt.

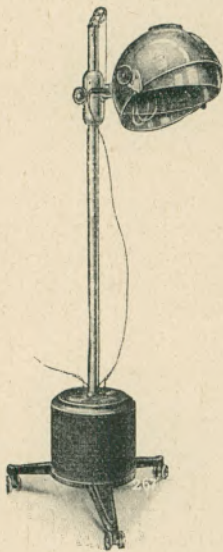
Jede Forderung auf die Inangriffnahme eines solchen Landeskulturprogramms kann aber weder mit dem notwendigen Nachdruck vertreten, noch von der Gegenseite als undurchführbar abgelehnt werden, solange nicht die Frage der Rentabilität des Einfasses völlig geklärt ist.

Die in der Einleitung aufgestellte Berechnung, die die Belastung des deutschen Volksvermögens durch das Arbeitslosenheer mit rd. 2 Milliarden umreißt, die — vielleicht etwas zu hoch gegriffene — Feststellung der „Reichszentrale für Heimatdienst“, daß eine menschliche Arbeitskraft durchschnittlich im Jahre für 2000 Mk. wirtschaftliche Werte schafft, und das im Anschluß daran unschwer zu lösende Rechenexempel, welche wirtschaftlichen Werte durch das Brachliegen von rd. 2 1/2 Millionen Arbeitskräften verlorengehen, werfen drei Schlaglichter auf den Wert einer solchen Untersuchung, die dringend erforderlich ist.

Die ultravioletten Strahlen und ihre Anwendungsgebiete.

Von Oberingenieur Fritz Foerster, Berlin.

Allgemein bekannt ist, daß man mit einem Glasprisma und einer Linse das durch einen schmalen Spalt in eine Dunkeltammer eintretende Sonnenlicht in die verschiedenfarbigen Strahlengattungen Rot,



Künstliche Höhensonne
(Quarzlampe System Bach).

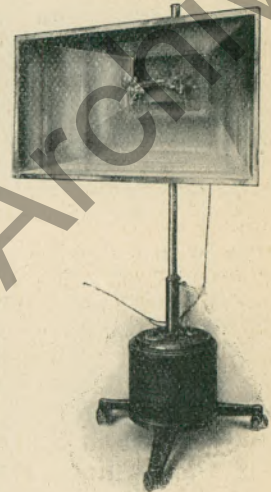
die Farben aufträgt, rotierenden Scheibe erscheinen.

Diesseits und jenseits des Bereiches der obengenannten sichtbaren Strahlengattungen des Spektrums schließen sich nun — unserm Auge unsichtbar — über das Rot hinaus noch die sogenannten ultraroten Strahlen (Wärmestrahlen) und am entgegengesetzten Ende des Spektrums über das Violett hinaus die ultravioletten Strahlen (chemisch wirksame Strahlen) an. Wir unterscheiden demnach unter den verschiedenen

Strahlengattungen des Spektrums Wärmestrahlen, Lichtstrahlen und chemisch wirksame Strahlen. Die ersteren können durch ein empfindliches Thermometer (Thermoelement), die letzteren durch die photographische Platte (Bromsilber u. dgl.) nachgewiesen werden. Bei den unsichtbaren ultravioletten Strahlen unterscheidet man hinsichtlich ihrer verschiedenartigen chemi-

schen Wirkungen die dem sichtbaren Violett des Spektrums am nächsten liegenden langwelligen ultravioletten Strahlen und die sich diesen anschließenden kurzwelligen ultravioletten Strahlen.

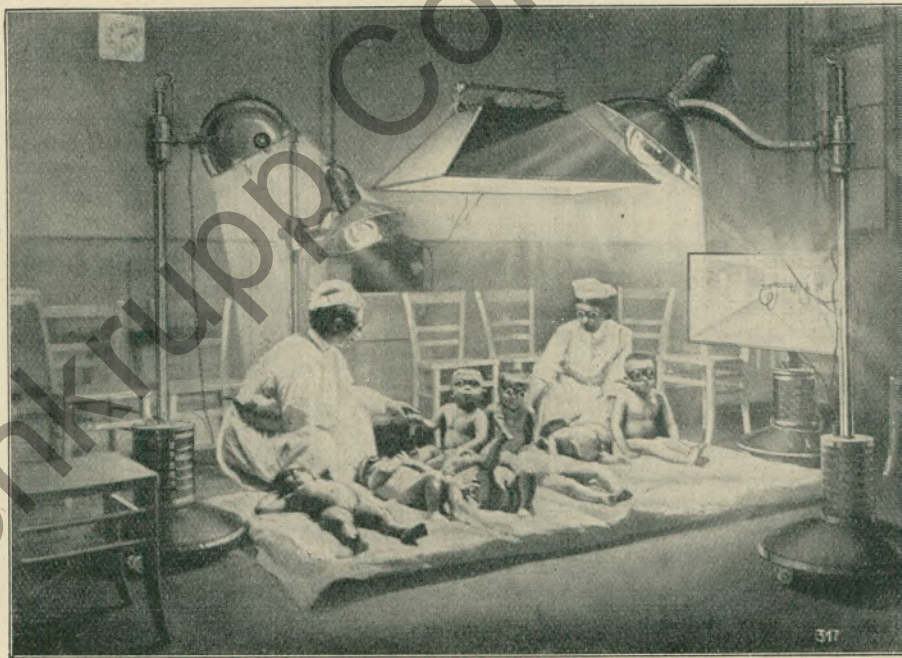
Ultraviolettlcht läßt sich auf verschiedene Weise hervorbringen. Jede in hellweißem Licht leuchtende Lichtquelle weist in ihrer Strahlenemission auch ultraviolette Strahlen auf, doch handelt es sich dabei meist um die im Spektrum dem sichtbaren Violett am nächsten liegenden langwelligen ultravioletten Strahlen. Lange schon war es bekannt, daß glühende Quecksilberdämpfe chemisch wirksame ultraviolette Strahlen in großer Menge aussenden. Bei den ersten Quecksilberdampflampen (Cooper-Hewitt) mit ihren etwa 0,5 Meter langen Glasröhren wurden die ultravioletten Strahlen des Quecksilberdampflichtes, und zwar gerade die chemisch besonders wirksamen kurzwelligen Strahlen, zum größten Teil durch die Glasröhre zurückgehalten. Um nun diese kurzwelligen ultravioletten Strahlen in der



Künstliche Höhensonne
(Quarzlampe System Jastrow).

Gesamt-Strahlenausendung der Lichtquelle nutzbar zu erhalten, mußte an Stelle des Glases ein Material ausfindig gemacht werden, welches diese Strahlen unbehindert hindurchließ. Dieses Material hatte man in dem unter dem Namen Quarz bekannten Bergkristall (Siliziumdioxid oder Kieselsäureanhydrid SiO_2) gefunden.

Nach unzähligen mißglückten Versuchen gelang es schließlich im Jahre 1905 dem Frankfurter Physiker Dr. Richard Röch, ein Schmelzverfahren



Kombinierte Bestrahlung mit Quarzlampen und Sollarlampen.

für den schwer schmelzbaren Bergkristall zu finden und das selbst in geschmolzenem Zustande widerspenstige Material so weit zu bearbeiten, um eine Quarzglasröhre für den Quarzbrenner herzustellen. Damit war Röch der Erfinder der Quarzlampe, die in ihren weiteren Entwicklungsstadien — was wir heute bereits erfahren haben — zu so hoher Bedeutung gelangen sollte.

Die Quarzlampe ist eine Quecksilberdampf-lampe, bei welcher das durch den elektrischen Strom im Quecksilberlichtbogen mit einer Temperatur von etwa 2000°C erzeugte Quecksilberdampflicht in einer luftleeren Quarzglasröhre eingeschlossen ist (s. Abb.). Quarz läßt einmal die ultravioletten Strahlen des Quecksilberdampflichtes unbehindert hindurch, außerdem gestattet es auch, den Quecksilberdampf auf noch weit höhere Temperatur zu bringen, als es in einer Glasröhre möglich wäre, weil Quarz seine Festigkeit noch bei einer Temperatur behält, bei der gewöhnliches Glas schon flüssig wird. Infolge der sehr hohen Temperatur von etwa 2000°C nimmt aber auch die Menge der vom Quecksilberdampf emittierten ultravioletten Strahlen ganz erheblich zu, und so gelang es — dank dem Röch'schen Quarzschmelzverfahren — eine Lampe herzustellen, welche alle bisher bekannten Lichtquellen in bezug auf die starke Ultraviolett-Emission weit übertrifft.

Erst nachdem in der Quarzlampe eine Lichtquelle gefunden war, welche ultraviolette Strahlen bis in das äußerste kurzwellige Gebiet hinein in großer Menge ausstrahlt, konnte man an die systematische Untersuchung der Eigenschaften und namentlich der Wirkungen ultravioletter Strahlen herangehen.

Zu praktischen Beleuchtungszwecken war das Quecksilberdampflicht der Quarzlampe, obschon es für gewisse Industriebetriebe, wie Gießereien, Maschinenfabriken, Buchdruckereien und Sechereien usw., einige recht beachtliche Vorzüge hatte, aus ästhetischen Gründen nicht geeignet, was man nach der Einführung der Quarzlampe auf diesem Gebiete sehr bald erkannt hatte, weil es alle Farben veränderte und dadurch auch dem Menschen ein unnatürliches, wenig vorteilhaftes Aussehen gab. Aus diesem letzteren Grunde weigerten sich die Arbeiter, im Lichte der Quarzlampe, dem durch eine Glasüberglocke die dem Auge schädlichen kurzwelligen ultravioletten Strahlen entzogen

waren, zu arbeiten, und so verschwand die Quarzlampe allmählich wieder aus den Beleuchtungsanlagen der Industriebetriebe. Man suchte und fand bald andere Anwendungsgebiete.

Als die bekannten Schweizer Ärzte Dr. Bernhard im Höhenkurort St. Moritz im Kanton Engadin und Dr. Kollier im Höhenkurort Leysin im Kanton Waadt ihre aufsehenerregenden Heilerfolge veröffentlichten, die sie bei Knochenentzündungen unter Ausnutzung der Hochgebirgssonne erzielten, kam man auf den Gedanken, die Höhen Sonne künstlich zu ersetzen. Man hatte nämlich bald erkannt, daß die Heilwirkung der Hochgebirgssonne nicht so sehr auf der Sonnenwärme als vielmehr auf den unsichtbaren ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes beruhte, welche durch verunreinigte Luftschichten, Dämpfe, Staub und Rauch usw. leicht absorbiert, deshalb dem Sonnenlicht der Ebene und des Mittelgebirges fehlen. Diese Erkenntnis führte nach zahlreichen, von ärztlichen Kapazitäten wie Nagelschmidt, Azmann, Breiger u. a. angestellten Versuchen allmählich zu den heutigen hohen Entwicklungsformen und zu der epochalen Bedeutung, welche die Quarzlampe speziell als „künstliche Höhen Sonne“ (nach Geheimrat Dr. Bach in Bad Elster und nach Prof. Dr. Jesionek von der Universitäts-Hautklinik in Gießen) erlangt hat. Diese Bestrahlungsapparate senden mehr heilkräftige, unsichtbare ultraviolette

Strahlen aus als die Natursonne im Hochgebirge, weshalb sie auch in noch höherem Maße als diese eine tiefer wirkende Hautreizung und damit eine kräftige Anfüllung der Hautblutgefäße des menschlichen Körpers erzeugen. Hierauf fußen im wesentlichen die mit den ultravioletten Strahlender Quarzlampe erzielten Heilerfolge.

Die spezifische Heilwirkung bei Kinderkrankheiten, wie Keuchhusten, Rachitis und Skrofuloze, und die dabei erzielten überraschenden Erfolge haben die Bedeutung der Quarzlampe und ihre herrschende Stellung in der Licht-

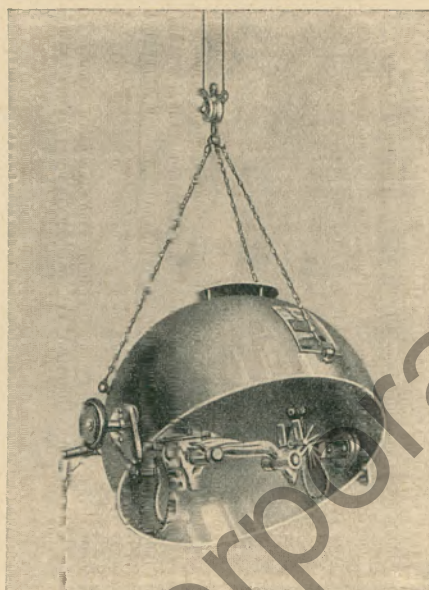
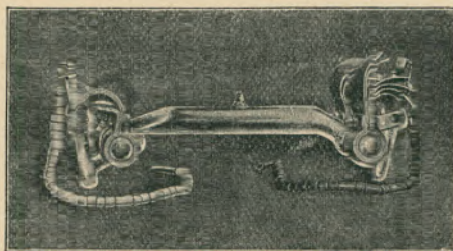


Abb. 1: Quarzglasröhre; die darunter befindliche Quarzlampe System Bach zeigt deutlich den Einbau des Brenners.



Bestrahlungsraum der Allgemeinen Ortskrankenkasse Hamburg. Kombinierte Bestrahlung (Quarz- und Soluxlampen).

heilkunde fest begründet. Insbesondere bei Rachitis, der sogenannten „englischen Krankheit“ der Kinder, die durchaus nicht als Armeleutenkrankheit anzusprechen ist, haben die ultravioletten Strahlen der Quarzlampe sich seit dem Jahre 1919 als das einzige sicher wirkende Heilmittel erwiesen und bestens bewährt. Der hohe therapeutische Wert der ultravioletten Strahlen auf diesem medizinischen Spezialgebiet ist von dem Kinderarzt Dr. R. Guld-schinsky zuerst erkannt und nach ihm in den medizinischen Forschungsinstituten aller Länder bestätigt worden. Diesem verdienstvollen Arzt und Forscher ist kürzlich für die beste Arbeit auf dem Gebiete der Kinderheilkunde der Heubner-Preis verliehen worden.

Die in verschiedenen Abbildungen neben der Quarzlampe erkennbaren Solluxlampen (Sonnenlichtlampen) sind ausgezeichnet durch großen Reichtum an leuchtenden Wärmestrahlen, die, mit dem Reichtum an ultravioletten Strahlen der Quarzlampen vereinigt, der Gesamtstrahlung den vollen Charakter und die Wirkungen des Sonnenlichts im Hochgebirge geben.

Die erste heilkundliche Anwendung der Quarzlampe erfolgte durch Prof. Dr. Kromeyer in Berlin. Nach seinen Angaben wurde bereits 1906 eine eigenartige, nach ihm benannte wassergekühlte Quarzlampe zur Krebsbehandlung und für andere hautärztliche Zwecke ausgebildet. Diese sogenannte Kromeyerlampe hat sich bei allen Hautkrankheiten vorzüglich bewährt und wurde deshalb in der Folge in über 5000 dermatologischen Instituten und Lupusheilstätten aller Länder eingeführt.

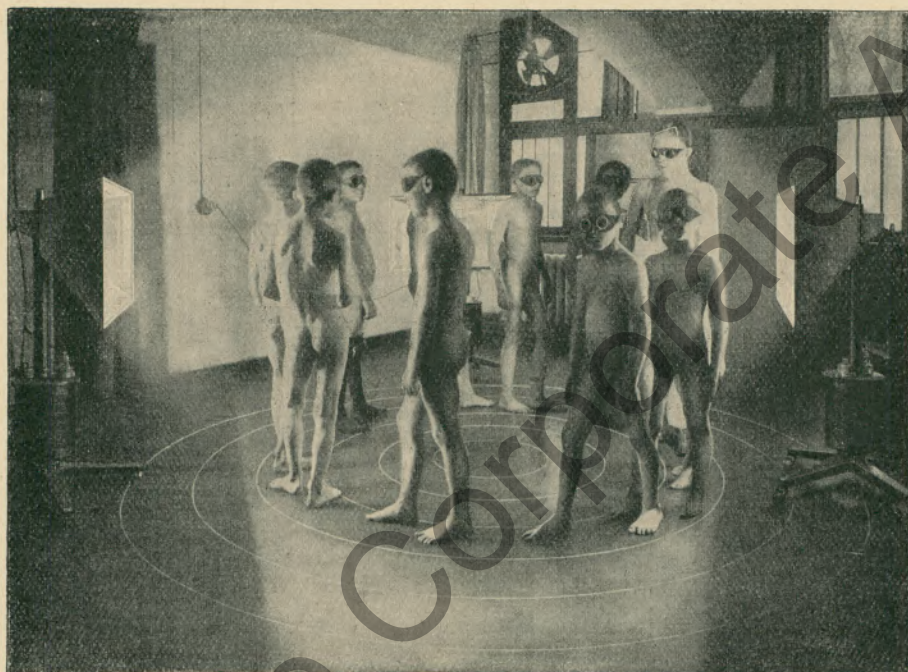
Heute gilt sie als unentbehrlich für jede hautärztliche Berufsausübung sowie u. a. namentlich auch bei Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten u. dgl. m.

Die größte Bedeutung aber hat die Quarzlampe als künstliche Höhen Sonne ohne Frage in der Wundbehandlung gewonnen. Besonders die Wundvernarbung und der ganze Heilprozeß, selbst nach umfangreichen Operationswunden, vollziehen sich unter ihrem Licht in einer so überraschend günstigen Weise, daß sich hieraus die allgemeine Verwendung, welche die Quarzlampe in den deutschen Kriegslazaretten gefunden hat, erklärt. Die Ultraviolettbestrahlung wirkt hier keimtötend, desodorisierend und austrocknend, regt die Wundreaktion an, reinigt die Wunde und fördert die Bildung einer gesunden Heilhaut. Tausende von deutschen Ärzten haben hier die Quarzlampe zum Segen zahlreicher Verwundeten benutzt und ihre Erfahrungen darüber seinerzeit veröffentlicht.

Französische Ärzte haben scheinbar erst jetzt den Wert der Wundbehandlung mit ultravioletten Strahlen erkannt. In der Académie des Sciences trug anfangs 1923 Prof. Vidal den Bericht des Dr. Ménard und seiner Assistenten vor. Auf Grund der Erfahrungen an einem großen Material fand der Referent, daß keine Methode in so überraschend kurzer Zeit Wunden zur Vernarbung bringt wie die Ultraviolettbestrahlung. Er empfiehlt die Anwendung der Ultraviolettstrahlen nicht nur bei verunreinigten Wunden, sondern auch bei glatten Operationswunden.

Auch für die Industrie ist gerade dieses Anwendungsgebiet der Quarzlampe, die Wundbehandlung, besonders beachtenswert. Bei Betriebsunfällen hat sich die Anwendung der Ultraviolettbestrahlung insofern als außer-

ordentlich zweckmäßig und nützlich erwiesen, als die Verletzten schneller und ohne Komplikationen wiederhergestellt werden. Gerade in den Großbetrieben ist es von unschätzbarem Werte, bei vorkommenden Betriebsunfällen und Verletzungen in der Quarzlampe gleich das geeignete Mittel zur Hand zu haben, um Wunden rasch auszuhelen, durch Verschmutzung der Wunde hervorgerufene Blutvergiftungen zu vermeiden und den verletzten Arbeiter möglichst schnell wieder dem Verdienst und seiner



Quarzlampenbestrahlung (System Jesione) im Allgemeinen Krankenhaus St. Georg in Hamburg. Die Kreise auf dem Fußboden schreiben den Abstand von den Lichtquellen vor, der sich nach der ärztlichen Vorschrift richtet.

Arbeit im Betriebe zuzuführen. — Dr. George, Fabrikarzt der Packard-Motor-Car-Compagnie, einer der bedeutendsten amerikanischen Automobilfabriken, hat sich die Methode zu eigen gemacht, bei jedem Betriebsunfall die Wunden sofort mit ultravioletten Strahlen zu behandeln. Die Zeitdauer der Arbeitsunfähigkeit wurde durch diese Behandlungsmethode ganz allgemein durchschnittlich um 40 Prozent verkürzt.

Weiter hat sich die Ultraviolettbestrahlung hervorragend bewährt bei allgemeiner Neurasthenie, Herzleiden, Arterienverkalkung sowie überhaupt bei allen Gefäßerkrankungen, bei Stoffwechselkrankheiten, wie Rheuma, Gicht, Zuckerkrankheit, Blutarmut und Bleichsucht usw. Auch gegen Alterserscheinungen, wie Haarausfall, Gläse, vorzeitiges Ergrauen, hat sie mit gutem Erfolge Anwendung gefunden.

Von gesundheitlich ganz erstaunlicher Wirkung aber hat sich die Ultraviolettbestrahlung als „Erholungskur“ für unsere Großstadtkinder erwiesen. Die Wirkung ist ähnlich der eines mehrwöchigen Landerholungsaufenthaltes im herrlichsten Sommer Sonnenschein. Es ist eine Freude, zu beobachten, wie die Kinder unter der

Nachwirkung der ultravioletten Bestrahlung in zeitlich begrenzter Dosierung und unter ärztlicher oder zum mindesten sachverständiger Überwachung körperlich und geistig aufleben und ausblühen und sich zu gesunden, lebensfrohen Menschenkindern erholen.

Angeichts der in vorstehendem dargelegten vielseitigen Anwendung der Quarzlampe auf den verschiedensten medizinischen Gebieten und namentlich angeichts der unbestreitbaren Erfolge kann es nicht mehr überraschen, wenn wir auch von Erfolgen erfahren, die durch Ultraviolettbestrahlungen mit der Quarzlampe als künstliche Höhensonne neuerdings auch zur Erhöhung sportlicher Leistungen gemacht worden sind.

Von Sporträten und auf sportlichem Gebiete erfahrenen Spezialärzten wird allen Sportlern die Anwendung der Ultraviolettbestrahlung im Training empfohlen, wodurch die Leistungsfähigkeit in den Wettkämpfen wesentlich gesteigert werden soll.

In amerikanischen Sportzeitungen häuften sich z. B. die Meldungen über aufsehenerregende Erfolge, die von Trainern und Sportärzten durch Ultraviolettbestrahlung erreicht worden sind. Hierüber hat sich u. a. auch der in Deutschland als Sportfachmann bekannte Stabsarzt Dr. Lohmeyer in anerkennender und warm befürwortender Weise ausgesprochen.

In Amerika wird der Sieg der Rudermannschaft der Yale-Universität in New Haven über die Harvardmannschaft von der bekannten amerikanischen Trainerkapazität Ed. Leader den Wirkungen einer vierzehntägigen Ultraviolettbestrahlung der Yale-Mannschaft mit der Quarzlampe während des Trainings zugeschrieben, eine Annahme, welcher auch der Universitätsportlehrer Dr. med. Clough auf Grund seiner dahingehenden Erfahrungen überzeugt beigetreten ist.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn auch in Deutschland die Erfahrungen über den Einfluß der Ultraviolettbestrahlung im Training auf die Sportleistung sowohl wie auf jede körperliche Leistung überhaupt gesammelt und zu Nutz und Frommen weiterer Kreise verwertet würden. Die Strahlentherapie, insbesondere die heilkundliche Anwendung der ultravioletten Strahlen, die der Zusammenarbeit deutscher medizinischer Forschung und deutscher Technik ihren heutigen hohen Stand verdankt, würde daraus auch weiteren Nutzen ziehen können.

Angeregt von den großen Erfolgen auf dem Gebiete der Kinderkrankheiten, hat das landwirtschaftliche Institut der amerikanischen Universität in Wisconsin Versuche mit der Bestrahlung von Hühnern, namentlich Küken, bei denen sich bekanntlich oft Veinschwächen und Erkrankungen rachitischen Charakters zeigen, angestellt, die zu ganz überraschenden Ergebnissen führten. Es stellte sich dabei u. a. heraus, daß durch die Ultraviolettbestrahlung der Hennen schon die Eierproduktion eine bemerkenswerte Zunahme erfährt. Wenn

mandem Bericht in der englischen Zeitschrift „Poultry Tribune“ Glaubensschenken darf, so handelt es sich dabei um eine Zunahme auf 140 vom Hundert. Es ergab sich weiter das erfreuliche Resultat, daß bei einem Vergleich der Brutergebnisse von den Eiern der bestrahlten Hennen 62,8% auskamen, gegen 28,8% von den Eiern nichtbestrahlter Hennen.

Es wird weiter aus der Geflügelfarm der Gräfin Schimmelmann bei Ahrensburg in Holstein berichtet, daß durch Bestrahlung der Jungtiere, der

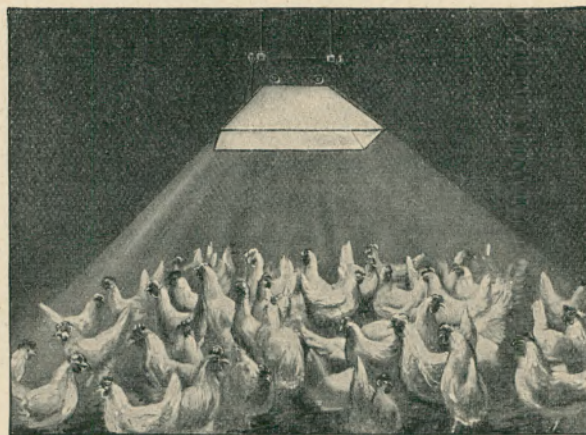
Küken (täglich etwa 10—20 Minuten), die Sterblichkeit derselben sehr erheblich herabgesetzt wurde. Bei gleichzeitiger sorgfältiger Pflege war der Verlust auch nicht eines einzigen Kükens zu beklagen. Durch die Ultraviolettbestrahlung wurden die Befiederung, das Wachstum und damit das Gewicht der Jungtiere sehr wesentlich gefördert, so daß sich zwischen bestrahlten und unbestrahlten Tieren derselben Brut bemerkenswerte Entwicklungsunterschiede ergaben. Das Gewicht von den aus einem Crematbrüter geschlüpften Leghornküken, die täglich 20 Minuten mit künstlicher Höhensonne bestrahlt wurden, war bei 3 Wochen alten Küken durchschnittlich 220 bis 250 Gramm.

Ein weiteres ganz neues Anwendungsgebiet der ultravioletten Strahlen ist das der Chemie. Hierfür ist die am Schluß abgebildete „Analysen-Quarzlampe“ ausgebildet worden, bei welcher das Quarzlicht durch ein dunkles Spezialglasfilter dahin korrigiert wird, daß es, von allen sichtbaren Strahlen des Spektrums befreit, nur noch die dunklen unsichtbaren und von diesen hauptsächlich die kurzwelligen ultravioletten Strahlen hindurchläßt.

In diesem Dunkelultraviolet zeigen viele chemische und besonders organische Stoffe eine mehr oder weniger charakteristische Fluoreszenz, eine Er-



Bestrahlungsraum zur Hebung sportlicher Leistungsfähigkeit.



Kükenbestrahlung.

scheinung, die ohne Zweifel dazu führen wird, daß die Quarzlampe sich auch hier als ein unentbehrliches chemisches Untersuchungs- und Hilfsgerät einführen wird.

Diese Eigenschaft der Leuchtkraft im Dunkelultraviolett zeigen merkwürdigerweise viele Naturstoffe, wohingegen die besten Nachahmungen solcher Naturprodukte diese Eigenschaft nicht aufweisen. So weisen z. B. menschliche oder tierische Zähne und Knochen, Elfenbein, Schildpatt, auch unsere Fingernägel eine lebhaftere Fluoreszenz im Dunkelultraviolett der Analysen-Quarzlampe auf, während alle künstlichen Nachbildungen und Imitationen dunkelbraun, erdig und „tot“ erscheinen.

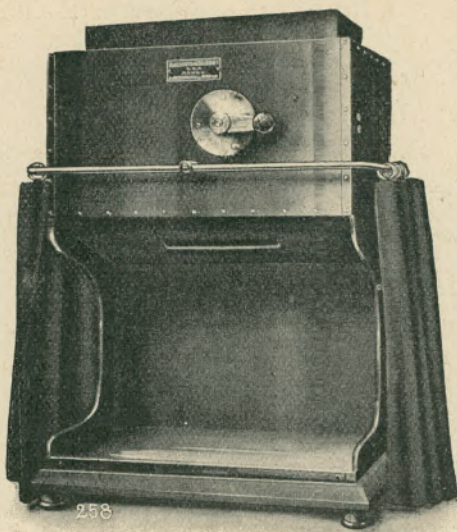
In der analytischen Chemie wird die Analysen-Quarzlampe zur Fluoreszenzprobe bei der Untersuchung wässriger Lösungen von Gerbstoff-extrakten mit bestem Erfolge benutzt, ebenso in der Farben- und Lackindustrie zur Untersuchung von Lösungsmitteln, wie Öle, Harze, Farben usw.

Diese Fluoreszenzerscheinung bei gewissen organischen Substanzen hat sich auch bereits die Kriminalistik zunutze gemacht. Stoffe oder Spuren organischen Ursprungs, wie Blut, Serum, Schweiß, Harn, Sperma u. a. m. zeigen im Dunkelultraviolett eine

mehr oder weniger lebhaftere Fluoreszenz. Auch Edelsteine und Perlen zeigen je nach ihrem Ursprung abweichende Fluoreszenzen. Die verschiedenen Papierarten, Seide und Wollfasern fluoreszieren ebenfalls je nach Ursprung und Anteil der organischen Bestandteile in verschiedenem Licht, desgleichen Tinten und andere chemische Erzeugnisse. Man ist also durch das Dunkelultraviolett der Analysen-Quarzlampe in der Lage, Übereinstimmung, Ursprung, Art, besondere Eigenschaft und Zusammensetzung von Stoffen und zurückgelassenen Spuren festzustellen. Den Banknoten- und Urkundensfälschern, ebenso wie vielen anderen verwandten Spezialisten dieser edlen Kunst, wird durch das Ergebnis derartiger Untersuchungen oft ein besonders schwerwiegendes Belastungsmoment für den Indizienbeweis erbracht.

Da alle unsere wissenschaftlichen Erfahrungen auf dem Gebiete der leuchtenden Strahlen, besonders auch auf dem der ultravioletten Strahlen,

noch verhältnismäßig neueren Datums sind, so ist noch nicht abzusehen, auf welchen Gebieten sich die Quarzlampe in der Folge noch nützlich und vielleicht unentbehrlich erweisen wird.



Analysen-Quarzlampe
(Original Hanar).

Deutscher Eisenkunstguß.

Von A. C. Lebens.

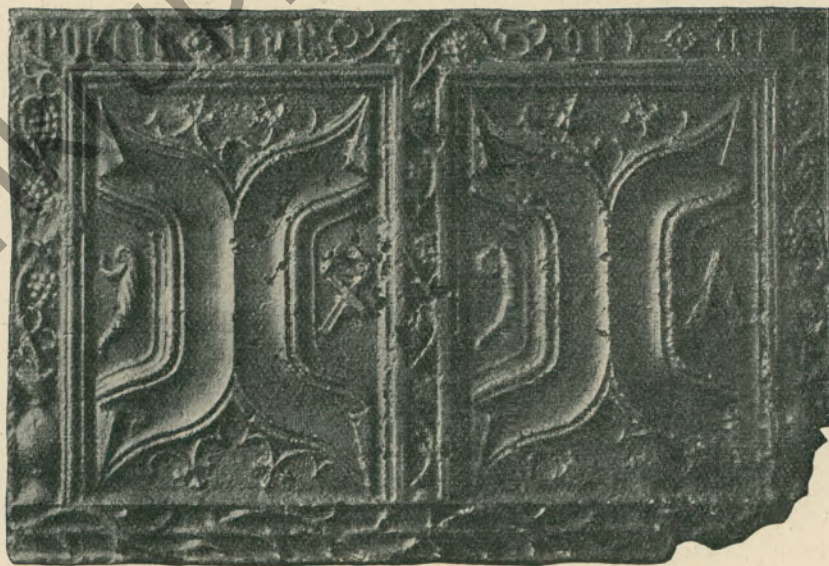
Mit dem eisernen Kunstguß ist es eigene Wege gegangen, zu denen man in andern Gebieten des Kunstgewerbes kaum Parallelen finden wird. Seit Silber und Gold verarbeitet werden, gibt es — zu allen Zeiten — hervorragende Kunstgegenstände daraus. Seit Glas verarbeitet wird, hat Geschlecht nach Geschlecht die herrlichsten Gläser gemalt, geschliffen, geschnitten und geätzt. Aber seit Eisen verarbeitet wird, gibt es drei scharf voneinander getrennte Epochen eines eisernen Kunstgusses.

Am längsten dauerte die erste. Sie umfaßt das 15. bis 18. Jahrhundert und hinterließ uns die wundervollen Ramin- und Ofenplatten, deren Reize erst unserer Generation wieder voll aufgegangen sind. Noch vor 30 Jahren kümmerte sich kaum ein Mensch um diese Platten, die heute ein begehrter Sammel-

gegenstand wurden. Wer einmal solch eine Sammlung sah — die schönste befindet sich in Düsseldorf im Vereinshaus der Deutschen Eisenhüttenleute —, der wird zunächst mit Staunen entdeckt haben, welche Wirkung sich allein durch das Spiel von Schatten und Licht aus dem schwarzen Metall herausholen läßt. Und dann wird er weiter hin-

gesehen und womöglich geforscht haben und wird erkennen, welch hohe Kultur jenen mittelalterlichen Formern und Modelltischlern zu eigen war, welcher Formensinn für die Ausschmückungsmöglichkeiten einer Fläche und welche Kenntnis der deutschen Malerei und Holzschnitte. In dieser Beziehung hatten sie beneidenswerte Vorbilder, denn keine Geringeren als Dürer, Burkmaier, Jost Amman, Thobias Stimmer u. a. waren dazu bestimmt.

Da es sich um ein Handwerk und keine



Die älteste bisher aufgefundene Ofenplatte. Jahreszahl 1497.

Im Besitz des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute. Größe 93 x 64 cm.

Technik handelte, blieb es jahrhundertlang bei dem einzigen Gegenstand der Ofen- und Raminplatten, zu dem sich nur gelegentlich die eiserne Grabplatte gesellte. Erst das Erwachen der Technik führte den Eisenkunstguß auf ganz neue Gebiete hinüber — das war gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Aber das, was jene zweite Blütezeit von der heutigen dritten unterscheidet, ist, daß kein eigentlicher Verfall vorausging. Jahrhundertlang war das einzige Erzeugnis, die Ofenplatte, mit aller Liebe und Kunst zum Schmuckgegenstand ausgebildet worden. Die neue Zeit brachte mit dem Auftauchen neuer technischer Möglichkeiten auch neue Ansprüche, man dehnte das Anwendungsgebiet aus, und das vorhergegangene Rokoko, Empire und der Klassizismus bewahrten den Bildner vor Geschmacksverirrungen. Das alte, feine Berlin, die schöngestige Hauptstadt des kleinen Preußen, wurde der Hauptsitz des künstlerischen Eisen-gusses. Künstler, wie die Bildhauer Schadow und Rauch, hielten die Hand über die Erzeugnisse der Kgl. Eisengießerei (die so malerisch vor dem Neuen Tor am Pankeufer lag). Es war daher kein Wunder, daß die Statuen und Statuetten, die man goß, Brückengeländer und Laternenständer, Grabmale und Denkmäler, Schmuck, Medaillen und Hausrat einen sicheren, einheitlichen Stil besaßen, daß sie aus einem Verständnis für die Natur des Materials heraus geboren waren. Das Eisen verlangt klare, kräftige Umrisse, bestimmt zugeschnittene Flächen — der Zeitgeist spiegelte sich in diesen eisernen Kunstgüssen wider, jener Geist der Einfachheit und Klarheit, des Ernstes des deutschen Klassizismus, der ja nicht weniger aus dem ganzen damaligen Stadtbild, der Architektur des Hauses, seiner Einrichtung und der Lebenskultur seiner Bewohner sprach. Denken wir doch nur an ein ganz typisches Ehrenzeichen, dessen Wiege in der Berliner Gießerei stand, das Eisene Kreuz, das in seiner Form und in der Zusammenwirkung von Eisenschwarz und Silber einen kleinen Kunstgegenstand darstellt, wie ihn der ver-

einigte Ordensfegen sämtlicher seither kriegsführender Mächte nicht wieder hervorgebracht hat.

Es wäre eigentlich nicht schwer gewesen, die Kultur des Eisenkunstgusses im 19. Jahrhundert am Leben zu erhalten und in die heutigen Tage hinüberzuretten. Statt dessen setzte ein unglaublicher Verfall ein, der zu einem geschmacklichen Tiefstande führte. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Wege aufzudecken, die zu diesem Niedergang führten. Die Technik berauschte — falsch, wie ihre Möglichkeiten zunächst aufgefaßt wurden — alle Köpfe. Es gab damals tatsächlich Kunstzeitschriften, die dem Ramsch das Wort redeten, weil man glaubte, Kunst ließe sich nun im Großen produzieren. Jeder sollte sozusagen Sonntags seinen Kunstgegenstand im Topfe haben. Langte es nicht zu Marmor, nicht zu Bronze, sollte es der billigste Rohstoff tun — man vergaß, daß ein Kunstgegenstand nur entsteht, wenn ein Mensch ihm seine Seele schenkt. So tauchten jene Büsten und Plaketten in Eisen auf, jene Zwerge und Rehe, denen man noch gelegentlich mit dem allergrößten Schrecken in Parks und Gärten begegnet, jene Bänke aus nachgemachtem Ast- und Wurzelwerk, jene Gitter und Parktore,

die man einst so formenschön geschmiedet, denen aber nun in ihrem neuen Rang als „gegossenen Schmiedeisengittern“ gar kläglich zumute war. Man sucht vergeblich nach einem Vergleich, nach einer Übertrumpfung, allenfalls finden wir ihn im heutigen Italien, wo ihn uns die neuen Reichen bescheren mit ihren Gartenzäunen aus nachgemachtem Astwerk in Eisenbeton.

Genug. Der rund zwei Generationen lang anhaltende Totpunkt ist überwunden, und es regt sich in vielen heutigen Kunstgießereien eifriges Leben. Man kann sie nicht einzeln aufzählen, sie liegen im Reich verstreut: an der Weser und Lahn, in Sachsen, Württemberg, im Harz und in München. Wenn einige wenige davon hervorgehoben werden, geschieht es nur, weil dort älteste Tradition gepflegt und doch gänzlich neue Wege künstlerischen Schaffens gewiesen werden. So ist eine der bekanntesten



Ofenplatte
aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.
(Sammlung Eisenhüttenleuze.)

Darstellung: Adam und Eva.

Die Art der Wiedergabe des Adam- und Ewamotivs zeigt recht ergötlich, wie man sich im Zeitalter Ludwigs XIII. die paradiesische Mode vorstellte.



Ofenplatte mit Wappen.

(Sammlung Eisenhüttenleuze.)

Originalplatte. Aus der Schottländer Sammlung.



Ofenplatte „Ora et Labora“. (Vez und arbeite.)

Im Besitze des Vereins Deutscher Eisenkettenteile.

Die Platte zeigt, wie oben rechts die Arbeiter zur Kapelle gehen, um vor der Arbeit zu beten. Links befinden sich Holzohlenmeiler, darunter ist der Einstieg in die Erzgrube und die Förderung der Erze durch Haspel. Die geförderten Erze werden zur Halbe gefahren und von dort mit Fuhrwerk unten rechts zum Hochofen. Hier sieht man, wie oben die Erze aufgeschüttet und unten das flüssige Eisen abgestochen wird. Darauf findet links die Verarbeitung der fertigen Blöcke in der Schmiede statt.

Kunstgießereien die der Schwäbischen Hüttenwerke zu Wasseralfingen. Sie übernahm bei ihrer Gründung im Jahre 1671 eine gewisse Tradition von dem ältesten württembergischen Hüttenwerk Königsbronn, das schon 1365 urkundlich erwähnt wird. Sicher wurden in Königsbronn schon um 1533 Ofenplatten hergestellt, und diese waren auch das erste Erzeugnis der Wasseralfinger Eisenschmelze. Seine künstlerische Blütezeit erlebte das Werk unter Weitbrecht (1795 bis 1836) und seinem Schüler Ploß (1809 bis 1882). Beide arbeiteten mit Vorliebe nach Motiven des Handwerker- und Bauernlebens und schufen Arbeiten, die heute noch ebenso gern zur Verzierung von Ofenplatten als zur Wandaus schmückung benutzt werden. Am bekannteren größeren Denkmälern brachte Wasseralfingen heraus den Neptunbrunnen in Lindau (nach Ploß), den Löwen und Hirsch

vor dem Stuttgarter Schloß (nach Modellen von Isopi) und die beiden großen Springbrunnen auf dem Stuttgarter Schloßplatz. Im übrigen stellte man auch dort die gleichen Gebrauchsgegenstände wie andernorts her, Tabakfästen, Leuchter usw., alles in erprobten, klassizistischen Formen. Unter den heutigen Künstlern, die dort ihre Werke gießen lassen, seien erwähnt Professor Janssen, Scheerer, Fehle, Professor Behn und C. Graefer.



Schale.

(Lauchhammer Kunstguß.)

Einen gleich klassischen Boden betreten wir in dem Werk Lauchhammer in Sachsen, das durch sein Jubiläum vor einiger Zeit die

Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es ist eine der wenigen Werkstätten, die, wie vor 100 Jahren, so auch heute noch den eisernen Kunstguß pflegen und ihm immer wieder neue Bahnen zu weisen berufen scheinen. Schon 1780 faßte der damalige Besitzer, Graf Einsiedel, den Gedanken,

in der bereits bestehenden Eisenschmelzerei auch Bildwerke zu gießen. Noch heute steht eins der frühesten Erzeugnisse auf dem Hof des Eisenwerks: eine große Blumenvase aus dem Jahre 1784.



„Bogenspannerin“
von Lepde.

Neben diesen wurden Medaillen, Büsten und kunstgewerblicher Hausrat hergestellt, auch eine Altarausstattung mit Einzelfiguren in der Kirche zu Wolkenburg an der Elbe, sowie verschiedene Denkmäler zur Erinnerung an die Freiheitskriege. Gegen 1840 trat, wie überall, ein rascher Rückgang ein. Die Hauptförderung hatte Lauchhammer dem Zusammenarbeiten mit dem damaligen ersten deutschen Bildhauer, Christian Rauch, zu verdanken. Und heute wieder sind es unsere besten Bildhauer, die in der letzten Zeit der Wiederbelebung des Kunstgusses nach ihren Entwürfen in Lauchhammer gießen lassen. Wilhelm Wandtschneider schuf seine bekannten antiken Kriegerfiguren für den Heldenfriedhof in St. Quentin; Janenschs „Mann am Martinofen“ und Lepdes „Heimkehr“ und „Bogenspannerin“ fanden hier ihre Geburtsstätte. Nicht vergessen seien die jedes Jahr erscheinenden Weihnachtsplaketten, die genau wie die eisernen Neujahrskarten vor 100 Jahren, in geringer Zahl für die Freunde des Lauchhammer Kunstgusses hergestellt werden; dann wird das Modell vernichtet, so daß die kleinen Kunstwerke dem Kreis der Liebhaber in ihrem Sammelwerte erhalten bleiben.

Es ist kein Zufall, daß einer unserer bedeutendsten Bildhauer, der leider zu früh verstorbenes Quatillon, sein besonderes Interesse dem Eisen-



„Mann am Martinofen“ von Janensch.

kunstguß zugewandt hatte. Er erkannte die Sünden unserer Väter und hob zum dritten Male ein Kunstgewerbe aus der Feuertaufe. Dazu bedurfte es



„Heimkehr“ von Lepde.

gewaltiger Kräfte — und seien es auch nur die Kräfte, die das menschliche Auge zum richtigen Sehen aufwenden muß. Er stellte den Eisenkunstguß wieder so hoch, wie er schon im Mittelalter und dann wieder vor 100 Jahren gestanden hat. Und hat uns damit ein Erbe

hinterlassen, das uns Verpflichtungen auferlegt. Allerdings ein manchem heutigen Künstler unbequemes Erbe, denn es wird zunächst von ihm ein Können verlangt, das bei dem heutigen leichtfertigen Abfinden mit der Technik des Bildhauers doppelt streng erscheint. Aber es wird uns

nützlich sein. Denken wir doch nur an die Erzeugnisse von gestern, an die Oberflächlichkeiten, die sich in den Nachkriegsjahren als Kunst vorgedrängt hatten. Damit ist nichts zu erreichen. Wer keine streng technische Schule durchmachte oder selbst sich schuf, wird am besten die Finger vom Eisen lassen. Aber wer es tat, und noch dazu ein Auge hat für die künstlerischen Wirkungen, die eine geeignete Flächenbehandlung dem schwarzen Metall entlockt, wer das vorausschauende Auge besitzt, das bereits die Gegensätze des spiegelnden Lichts auf den Höhen und Tiefen des fertigen Gusses vorausahnt und in die Form vorausbannt, der wird den Menschen noch manches durch die Sprache des eisernen Kunstgusses zu sagen haben.



Tabak Kästchen. Lauchhammer Kunstguß.

Das Christfest im deutschen Eisenkunstguß.



Lauchhammer-
Weihnachtsplakette 1923.
Entwurf: Professor Hofmeier.



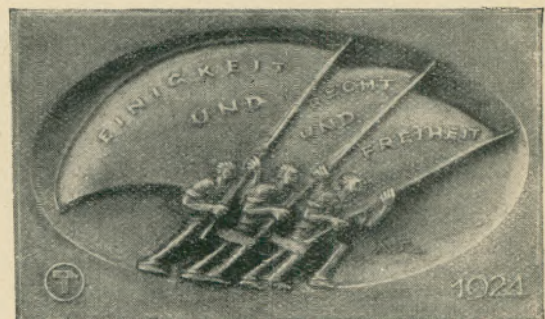
Christus von Dell Antonio.



Lauchhammer-
Weihnachtsplakette 1925.
Entwurf: Professor Wedemeyer.



Weihnachtsrelief von Dell Antonio.



Lauchhammer-Weihnachtsplakette 1924.
Entwurf: Professor Feuerle.



Lauchhammer-Weihnachtsplakette 1926.
Entwurf: Bildhauer Schäfer.

„Schacht Emil Kirdorf.“

Der neue, schöne Schacht IV der Schachtanlage Minister Stein, ein Meisterstück neuzeitlicher Bauart und der bedeutendste und leistungsfähigste Schacht des gesamten deutschen Bergbaues, ist auf Beschluß des Vorstandes der Ver. Stahlwerke A.-G. vom 5. Oktober 1926 nach einem der hervorragendsten Männer der deutschen Industrie und insbesondere unseres hiesigen Bergbaues benannt worden und heißt jetzt „Schacht Emil Kirdorf“.

Dem würdigen Mann hat man ein würdiges Denkmal errichtet und hat dazu den neuen Schacht der Zeche Minister Stein gewählt. Das äußere Bild dieses Schachtes wirkt, so oft man es sieht, immer wieder aufs neue und hält in seinem Bann. Der äußeren Wirkung entspricht seine Leistung. Mit einer Durchschnitts-Tagesförderung von rund 4150 Tonnen im September steht er mit an der Spitze des deutschen Kohlenbergbaues.

Es ist ein schöner, alter Brauch, unsern Schächten im Bergbau einen Namen zu geben. Eine Zeitlang hat man diesen Brauch vernachlässigt; um so mehr ist es zu begrüßen, daß der neue Schacht einen Namen erhalten hat, der ihn für jedermann wirklich lebendig macht, den Namen eines Mannes, der über 53 Jahre lang die Geschichte der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. in ausschlaggebender und vorbildlicher Weise geleitet und den man bei seinem Übertritt in den Ruhestand, der mit dem 1. Oktober d. J. erfolgte, auf solch würdige Art geehrt hat. Es kann hier leider nicht der Ort sein, die Verdienste Kirdorfs und sein taten- und arbeitsreiches Leben in gebührender Weise zu schildern, dazu würde bei weitem der Platz unserer Zeitschrift nicht ausreichen; nur

einiges sei besonders hervorgehoben: Emil Kirdorf ist am 8. April 1847 als jüngster Sohn eines Weberbesizers zu Mettmann im Rheinland geboren und verlor im gleichen Jahre seinen Vater. Zu Düsseldorf verlebte er seine Jugend- und Schulzeit, wohin das elterliche, gutgehende Geschäft verlegt war. Er wollte anfänglich in die Weberei-Industrie. Der vollständige Zusammenbruch des elterlichen Unternehmens brachte ihn jedoch auf eine ganz andere Bahn. Das erbarungslose Leben hatte ihn angefaßt und ihn erkennen lassen, daß die wirtschaftliche Entwicklung unerbittlich über diejenigen hinwegschreitet, die nicht in unermüdlicher Zähigkeit mit ihr Schritt halten. Dieser erste schwere Schicksalsschlag hat seinen Charakter geprägt. Er ist ein harter, unermüdlicher Arbeiter geworden, von unwandelbarer Pflicht-

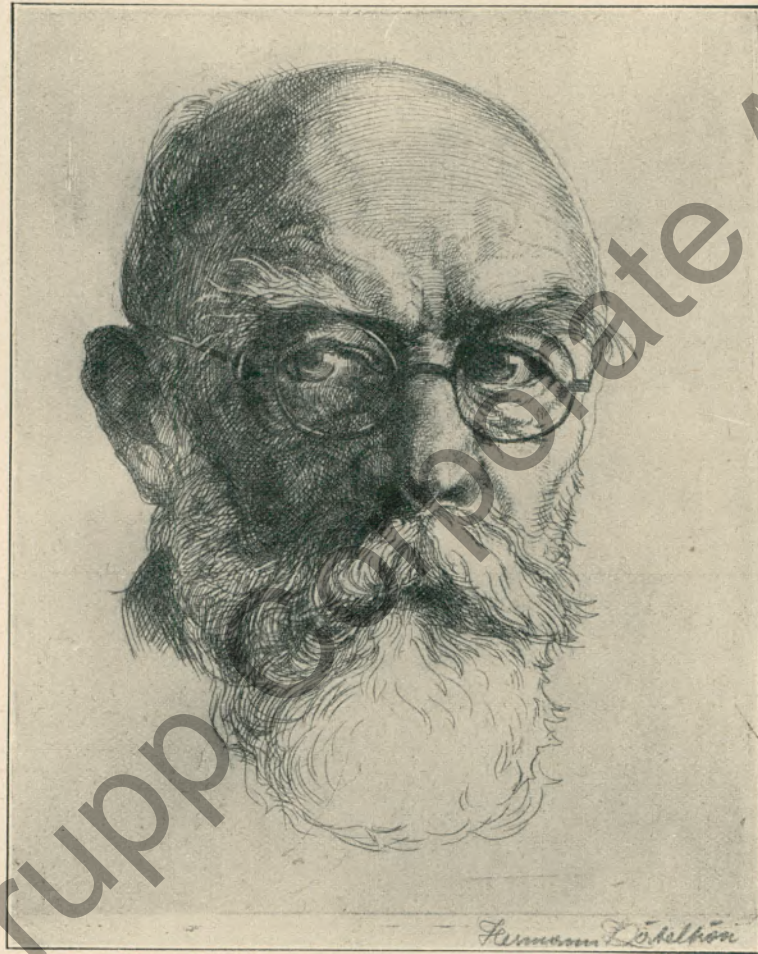
treue und vorbildlicher Auffassung von dem ihm jeweils anvertrauten Amt.

Im Jahre 1871 erhielt er durch Vermittlung seines Bruders Adolf, der in der Industrie gleichfalls eine bedeutende Rolle gespielt hat, die Stellung eines Direktors bei der Zeche Holland-Wattenscheid und tat damit den für ihn so bedeutsamen Sprung in den rheinisch-westfälischen Kohlenbergbau. Am 3. Februar 1873 erhält er bereits die Stellung

eines ersten Direktors bei der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G., die erst einen Monat vorher von dem bekannten Industriellen Grillo zusammen mit der Disconto-Gesellschaft gegründet war. Die Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. umfaßte damals nur die beiden von einem französisch-belgisches Konsortium erworbenen Zechen Rheinelbe und Alma in Uedendorf. Hier verankerte sich Kirdorf, von hier aus hat er durch über 53 Jahre die Geschichte der Gesellschaft geleitet und diese zu einem der bedeutendsten Unternehmen unserer deutschen Wirtschaft geführt.

Die erste Zeit war für Kirdorf die schwerste. Es war die Zeit der Gründungen. Der siegreich beendete Krieg hatte eine ungewöhnliche Unternehmungslust hervorgerufen. Neue Unternehmen schossen wie Pilze aus der Erde. Es war eine fabelhafte Konjunktur entstanden, der der harte Rückschlag folgen mußte. Wie stark dieser war, mag aus der Tatsache erhellen, daß der Preis der Kohle im Jahre 1873 15,19 Mark je Tonne betrug, 1876 dagegen nur noch 8,15 Mark. Die Eisenwerke verschlossen den Kohlenhändlern die Tore. Die noch nicht zu einem Syndikat zusammengeschlossenen Zechen unterboten sich in den Preisen und

suchten ihre Selbstkosten durch ständige Steigerung der Förderung zu drücken. Es herrschte im Bergbau ein Kampf aller gegen alle. Kirdorf, der durch alle diese Wirrnisse seine Zechen mit starker Hand hindurchgeführt hat, erkannte, daß nur die Zusammenfassung der vielen kleineren und mittleren Zechen zu größeren Verwaltungen aus diesen unerträglichen Zuständen herausführen könne. So wurde der erste Schritt zur Erweiterung der G. B. A. G. im Jahre 1882 getan, indem die Zeche Ver. Stein und Hardenberg angegliedert wurde. Es entsprach der vorsichtigen und verantwortungsbewußten Art Kirdorfs, daß diese Zeche erst ein Jahr probeweise verwaltet wurde, bevor sie in den Besitz der G. B. A. G. überging. Die Angliederung von Stein und Hardenberg war ein guter Schritt gewesen. 1887 folgte



Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. e. h. Emil Kirdorf

Nach einer Radierung von Hermann Kästelhön

ist nach einem arbeitsreichen, von größten Erfolgen begleiteten Leben im 80. Lebensjahr mit dem 1. Oktober d. J. in den Ruhestand getreten. Zu seiner Ehrung hat der neue Schacht IV von Minister Stein die Bezeichnung „Schacht Emil Kirdorf“ erhalten.

Erin, 1888/89 Hansa, Zollern und Germania des westfälischen Grubenvereins. Damit besaß die G. B. A. G. acht ertragsfähige, aufs beste eingerichtete Schachtanlagen.

Kirdorf hatte längst eingesehen, daß ohne eine gemeinsame Verkaufsregelung aller Gesellschaften und Zechen eine erträgliche Marktlage für die Kohle auf die Dauer nicht zu halten, die Zusammenfassung einer Reihe von Zechen zu größeren Verwaltungen nicht ausreichend sei. Deshalb gingen schon seit langem seine Bestrebungen dahin, den Verkauf der Kohle zu organisieren. Nachdem es ihm gelungen war, zuerst eine gemeinsame Verkaufsstelle der G. B. A. G., des Westf. Grubenvereins und der Bochumer Bergwerks-Gesellschaft auf Rheinselbe einzurichten und andere mehr oder weniger seinem Beispiel gefolgt waren, kommt endlich nach jahrelanger, mühevoller Arbeit am 16. Februar 1893 das Rheinisch-Westfälische Kohlenyndikat zustande, ein Werk Kirdorfs, ohne dessen Bestehen unsere Industrie nie und nimmer einen derartigen Aufschwung hätte nehmen können, wie sie es getan hat. Kirdorf wurde Vorsitzender des Aufsichtsrates und hat dem Syndikat in guten und bösen Zeiten Jahrzehnte hindurch vorgestanden.

Weiter vergrößerte sich das Werk Kirdorfs. 1896/98 wird die Zeche Monopol angegliedert, 1897 Westhausen, 1899 Bonifacius, 1904 Hamburg und Franziska. Im gleichen Jahre wird, durch die Entwicklung getrieben, auch auf die Großeisenindustrie übergegriffen und es kommt zu einer Vereinigung mit dem Schalker Gruben- und Hütten-Verein und dem Aachener Hütten-Aktien-Verein. Zwei Jahre später erfolgt dann die Verschmelzung mit diesen Vereinen.

Wir versagen es uns, auf den Bau der Adolf-Emil-Hütte (benannt nach den beiden Brüdern Kirdorf) bei Esch in Luxemburg von 1909 bis 1912 und des großen Blechwalzwerkes in Rothe Erde einzugehen, können auch nicht die vielen kleineren Erwerbungen und Interessnahmen erwähnen. Als Kirdorf im Jahre 1913 sein 40jähriges Jubiläum feierte, war allein die Kohlenförderung der Gesellschaft von

362 707 Tonnen im Jahre 1873 auf 10 353 050 Tonnen im Jahre 1913 gestiegen, fast um das 30fache, wahrlich eine großartige Entwicklung. Die Adolf-Emil-Hütte mit ihren reichen Erzfeldern und Aachen-Rothe Erde gingen 1919 verloren und an ein französisch-belgisch-luxemburgisches Konsortium über, ein schwerer Schlag für Kirdorf. Aber 1920 erfolgt zu neuer Konsolidierung die Verbindung mit Deutsch-Lux, dem Bochumer Verein und der österreichischen Alpine-Montan-Gesellschaft, wodurch die Eisenseite des Konzerns wieder ergänzt wird. Im gleichen Jahre erfolgt dann noch die Erweiterung der Interessengemeinschaft mit den Gesellschaften Siemens Halste und Schudert; der große Konzern „Siemens-Rheinselbe-Schudert-Union“ ist entstanden.

Aber die Entwicklung steht nicht still. Der Krieg beginnt sich erst jetzt auszuwirken. Größte innerpolitische und wirtschaftliche Erschütterungen lassen das ganze Reichsgebäude erzittern. Die schweren Kriegslasten stellen immer höhere Anforderungen an die Wirtschaft. Es kommt fast zwangsläufig zu immer größerer Konzentration der Kraft, die sich in Zusammenschlüssen auf allen Gebieten der Wirtschaft äußert. Schließlich entsteht im Frühjahr dieses Jahres das Riesengebilde der Ver. Stahlwerke A.-G., ein Vorgang, der uns allen noch in frischster Erinnerung ist.

Das Werk Kirdorfs ist nicht zerbrochen, es ist eine der Hauptsäulen der neuen, großen Gesellschaft, der Ver. Stahlwerke, geworden. Das mag dem alten Kämpfer, der von so vielen Schicksalsschlägen getroffen ist, ein Trost sein. Wir wissen, daß er, der sein Volk und Vaterland so leidenschaftlich liebt, und der sich niemals im Leben gebeugt hat, an dem Schicksal seines Landes schier verzweifelt ist. Wir haben aber den festen Glauben an die Kraft unseres Volkes und daran, daß es sich aus den Wirnissen der Zeit wieder herausarbeiten wird. Möge es Emil Kirdorf vergönnt sein, die Morgenröte des Wiederaufstiegs des deutschen Volkes noch zu sehen. In diesem Sinne rufen wir ihm ein herzhaftes „Glückauf“ zu. Ba.

Technische Gedenktage für Dezember.

1. 12. 1834. Franz Karl Guilleaume in Köln geb. Große Verdienste um das deutsche Telegraphenwesen durch die Legung unterirdischer Fernkabel, die nach seinem eigenen Verfahren hergestellt waren.
3. 12. 1888. Karl Zeiß in Jena gestorben. Optiker von Welt Ruf, Gründer der Zeiß-Werke.
4. 12. 1864. John Fowler in Adworth in England gestorben. Erbauer des ersten Dampfpfluges, der allen Anforderungen entsprach. Für ihn war der deutsche Dichteringenieur Max Eyth in Ägypten, Amerika und Rußland tätig.
6. 12. 1887. Reiner Daalen in Düsseldorf gestorben. Seinem Erfindungsgeist verdankt die deutsche Eisenindustrie das Universälwalzwerk.
7. 12. 1835. Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnlinie zwischen Nürnberg und Fürth.
7. 12. 1824. Rudolf Sad in Kleinschorlopp in Sachsen geboren. Erfinder der modernsten landwirtschaftlichen Maschinen der Neuzeit.
8. 12. 1826. Friedrich Siemens in Menzendorf geboren. In langen Jahrzehnten arbeitete er an der Verbesserung der Glasbereitung. Er ist der Schöpfer der heutigen Glasindustrie.
8. 12. 1765. Eli Whitney in Westborough (Mass.) geboren. 1818 erbaute er die erste Fräsmaschine.
10. 12. 1851. Karl Drais, Freiherr von Sauerbrunn, zu Karlsruhe gestorben. Er ist der Erfinder der Fleischhackmaschine und der Schreibmaschine. Sein größtes Verdienst ist jedoch die Erfindung des Fahrrades 1813. Wie viele große Geister, ging er an der Verstandnislosigkeit seines Zeitalters zugrunde.
10. 12. 1896. Alfred Bernhard Nobel in San Remo gestorben. Er war in Stockholm geboren. Erfinder des Dynamits und der Sprengelatine. Besitzer einer großen Kanonenfabrik, gleichzeitig Friedensfreund und Stifter des Nobelpreises.
11. 12. 1603. William Gilbert in London gestorben. Er erkannte zuerst das Wesen des Magnetismus und der Elektrizität.
11. 12. 1838. Emil Rathenau in Berlin geboren. Sein großes Verdienst sind seine erfolgreichen Bemühungen um die Verbreitung der Elektrizität in der gesamten Industrie und im täglichen Leben.
13. 12. 1853. Werner Siemens zu Lenthe bei Hannover geboren. Er leitete die Starkstromtechnik ein.
14. 12. 1906. Auf der Germaniawerft in Kiel läuft das erste Unterseeboot vom Stapel.
15. 12. 1832. Gustav Eiffel in Dijon geboren. Erbauer des Eiffelturms in Paris. Seine Arbeiten sind von Bedeutung für den Brückenbau und die Luftfahrt.
16. 12. 1776. Johann Wilhelm Ritter zu Samitz in Schlesien geboren. Entdecker der Ladungssäule, das Urbild des heutigen Akkumulators.
17. 12. 1907. Lord Kelvin in Ayrshire in England gestorben. Er hat zuerst eine Temperaturskala aufgestellt und das Vorhandensein eines absoluten Nullpunktes nachgewiesen.
19. 12. 1902. wird die erste funktentelegraphische Verbindung mit Amerika durch Marconi hergestellt.
20. 12. 1825. Friedrich Grillo in Essen geboren. Gründer der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G.
23. 12. 1823. Karl Rabitz in Halle geboren. Erfinder der bekannten Rabitzwände.
23. 12. 1732. Sir Richard Arkwright, urspr. Barbier, in Preston (Lancashire) geboren. Erfinder der ersten, noch heute in Gebrauch befindlichen Baumwollspinnmaschine.
23. 12. 1822. Wilhelm Bauer in Dillingen a. d. Donau geboren. Nach dem Kriege 1848/49 um Schleswig-Holstein baute er mit seinem „Brandtaucher“ ein Unterseeboot, aus dem das moderne U-Boot hervorgegangen ist. B. hatte nur die Volksschule besucht und das Drechslerhandwerk erlernt.
24. 12. 1801. Richard Trevithick (gestorben 22. 4. 1833) hat am Weihnachtsabend des Jahres 1801 mit Hilfe eines Dampfwagens „Captain Dicks Puffer“ zum ersten Male Personen durch Dampfkraft befördert. 1804 stellte er die erste Eisenbahnlokomotive her. Auch erbaute er eine vorzügliche Wasserhaltungsmaschine.
24. 12. 1877. Patent auf den Phonographen für Thomas Alva Edison.
28. 12. 1770. Gottlob Julius Jacobi zu Winnigen a. d. Mosel geboren. Gründete 5. 4. 1810 die „Hüttengesellschaft Jacobi, Haniel & Huysen“, aus der die Gutehoffnungshütte hervorging.
29. 12. 1800. Charles Goodyear in New-Haven, Nordamerika. Er fand den Hartgummi aus einer Mischung von Kautschuk mit Schwefelblüte.
29. 12. 1872. Louis Haniel, Franz Haniel und Heinrich Lueg gründen die Firma Haniel & Lueg, Maschinenfabrik, Eisengießerei und Hammerwerk in Düsseldorf.
30. 12. 1691. Robert Boyle, Sohn des Grafen von Cork, in London gestorben. Er war einer der ersten, die die wissenschaftliche Chemie durch Abtrennung von der Alchemie begründeten.
30. 12. 1857. Max Mannesmann in Remscheid geboren. Er erfand das bekannte Röhrenwalzverfahren.
30. 12. 1908. August Klönne in Anna gestorben. Er führte im Ofenbau die Generatorfeuerung und im Gasbehälterbau den eisernen oberirdischen Bottich ein. v.W.

Gipfel und Abgrund.

Historischer Roman von Gregor Samarow.

Schluß.

II. Teil: Abgrund.

11. Kapitel.

Mehr als sechzehn Jahre waren seit den erzählten Ereignissen verfloßen. In Beuerwald sah es äußerlich noch fast ebenso aus wie in der Zeit, als der große Streit zwischen dem Friedel Breitlinger und dem Buchlechner die Gemüter in Aufregung setzte. Und doch war im Laufe der Jahre gar viel verändert.

Glückliche Jahre hatten der Buchlechner und der Breitlinger im Kreise ihrer Familie verlebt und niemals war der Friede zwischen ihnen auch nur einen Augenblick gestört worden.

Seit einigen Jahren waren sie dann bald nacheinander in das Land des ewigen Friedens hinübergeschlummert, in welchem aller irdische Streit seine Lösung findet.

Auf dem Kirchhof am Abhange zu dem Fluß hin ruhten sie beide und, innig betrauert von den übrigen, standen sie in ehrenvollem Andenken bei den Bewohnern des Dorfes.

Der Maria Borischa war nach ihres Vaters Tode dessen Besitz zugesallen, und so waren denn nun der Rüdenhof und der Ulmenhof unter einem Herrn miteinander vereinigt. Die prächtigen Ackerfelder und die reichen Wiesen der beiden größten Höfe der Gegend bildeten ein herrliches Besitztum, das manchem Gut mit klingendem Namen sich an die Seite stellen konnte und einen Mittelpunkt bildete für alle Verwandten der Breitlinger, welche in den Bergen ringsum wohnten und stets freundlich empfangene Gäste auf dem alten Stammhof ihres Hauses waren, auch in jeder Not und Verlegenheit dort bereitwilligst Beistand in Rat und Tat fanden. Der Alisi war ein großer, kräftiger Mann geworden, der in umsichtiger Tätigkeit sein reiches Besitztum verwaltete und mehrte; sein Wille und sein Wort galten im Dorf und weit umher in der Gegend.

Er war wieder, wie seine Vorfahren es gewesen, Gemeindevorsteher des Ortes, und fast alle Fälle in der Gemeindeverwaltung fanden die einfachste und schnellste Entscheidung, weil jeder sich vor der Autorität des Alisi Breitlinger beugte, der dann auch mit gesundem, klarem Verstande und natürlichem Rechts- und Billigkeitsgefühl immer das Richtige traf und der auch den höheren Behörden ganz anders gegenüberstand als alle anderen Gemeindebeamten.

Die Maria Borischa war freilich nicht mehr so schön und zart wie in der vergangenen Zeit ihrer ersten Jugendblüte. Sie war eine kräftige, schon etwas behäbige Frau geworden, die rüstig in der Wirtschaft mitschaffte. Aber auch wenn man sie so von früh bis spät in ihrem Beruf tätig sah, unterschied sie sich doch ganz und gar von den übrigen Bauernfrauen; sie leitete und lenkte alles, was zur Hof- und Hauswirtschaft gehörte, aber sie griff nicht selbst mit zu bei harter und schwerer Arbeit; ihre Hände waren schlant und weich, und aus ihren großen, glänzenden Augen strahlte noch immer jenes wunderbare Licht geheimnisvoller Poesie, das ihr Herz jung erhielt und ihr Haus und ihre Familie davor bewahrte, jemals in die niedrige, alltägliche Gleichgültigkeit zu versinken.

Auf dem Ulmenhof wuchsen zwei Kinder auf, eine Tochter von fünfzehn und ein Sohn von zwölf Jahren.

Die Bronie war auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau so schön und zart, wie ihre Mutter es gewesen, und der Maxel war kräftig und stark nach des Vaters Art. Er war nun auf der lateinischen Schule in Tölz, sollte freilich nur ein Bauer werden wie sein Vater und Großvater, aber er sollte nach des Alisi Willen danach streben, der erste in seinem Stande zu sein, und dazu gehörte vor allem, daß er etwas Nützliches lernte.

Der Buschmüller hatte den Breitlinger und den Buchlechner überlebt; er hatte auch seine Frau begraben und saß nun allein auf seiner Mühle. Er stand weit in den Siebzigern, aber er war rüstig und kräftig wie ein

junger Mann, versah sein Geschäft und führte sein Wort in der Gemeinde. Er verkehrte nirgends, außer auf dem Ulmenhof, und schien fast fremd allen anderen gegenüberzustehen, und doch besaß er einen wunderbar geheimnisvollen Einfluß. Was er sagte, das galt, und wenn er etwas wollte, so geschah es nicht bloß in Beuerwald, sondern weit umher im Land, und war irgendwo ein Geschäft abzuschließen oder ein Streit zu schlichten, so kam es oft vor, daß der Buschmüller von Leuten um Rat gefragt wurde, mit denen man ihn vorher nie hatte verkehren sehen, und nach seinem Rat wurde dann die Sache so genau abgemacht, als ob sein Wort ein Richterspruch gewesen wäre.

12. Kapitel.

Auf den hochragenden Felsen über der Pöblatschlucht war im letzten Jahrzehnt, wie aus dem Gestein emporgewachsen, die neue „Burg Hohenschwangau“, wie sie der König nannte, oder „Neuschwanstein“, wie sie im Munde des Volkes hieß, entstanden. Der Bauplan, den Ludwig II. während der großen Entscheidungstage des Jahres 1870 gefaßt hatte, um den alten Sitz der Herren von Schwangau wie aus den Trümmern der Vergangenheit erstehen zu lassen, war durch das mächtige königliche Willensgebot zur Tat geworden.

Schlant und zart, wie auf den Wink eines Feenstabes entstanden, stieg die Burg empor; von den Bergen gehütet und weit hinausblickend in das freie grüne Land, wurzelte der Bau so fest und tief in den Felsen, daß man hätte meinen können, er hänge von den Tagen der Schöpfung her mit den Marmoradern der Tiefen zusammen.

Es war ein heller Wintertag; mit Schnee bedeckt ragten die Berge zum Himmel auf und in den Sonnenstrahlen glitzerten die Schneekristalle wie Millionen zerstäubter Edelsteine. Schon wollte sich die Sonne zum Abend neigen, und eifrig benützten noch mehrere Künstler das letzte Tageslicht zur Arbeit in dem riesigen Sängersaale der Burg.

Dieser gewaltige Saal nimmt einen großen Teil des vierten Stockwerks ein. Am einen Ende desselben befindet sich eine Estrade um eine Stufe höher, welche als der Sitz des Königs und seiner fürstlichen Gäste gedacht ist.

Die Wände des Saales schmückten große Gemälde, welche Szenen aus der Parzifalsage darstellen. Der Tribünengang an der Seite des Saales enthielt Gemälde aus der Sage von Gahmuret

und Garvan und die allegorischen Gestalten der Beständigkeit, der Treue, der Mäßigkeit, der Seligkeit, der Stärke und der Gerechtigkeit. Im Tribünengange waren die Maler Munsch und Ferdinand Piloty beschäftigt.

Im Saal selbst, an der Laubenwand, arbeitete August Spieß, um das Bild zu vollenden, welches die Einsetzung Parzifals als Gralkönig durch die Tafelrunde darstellt.

Da klang melodisches Schellengeläut von unten herauf; immer näher kam es vom Wege heran, der, in den Felsen gesprengt, von Hohenschwangau her nach der Burg führt, und endlich hörte man den Hufschlag zahlreicher Pferde im Torbogen und auf dem Hofe durch die tiefe Stille, welche den prachtvollen Wunderbau umgab.

Wenige Augenblicke darauf öffnete sich die Tür, welche vom Vorplatz nach dem Tribünengange führte, und der König Ludwig trat ein.

Er trug einen einfachen schwarzen Anzug, auf dem vollen, lockigen Haar einen runden Hut, an welchem eine prachtvolle Diamantagraffe glänzte.

Der König war nicht mehr die schlante, ideale Jünglingserscheinung wie in den ersten Jahren nach seinem Regierungsantritt. Seine Gestalt war außerordentlich stark und voll geworden, so daß sie um so größer und hünenhafter, aber zugleich auch schwerfälliger und weniger an-



Schloß Neuschwanstein.

mutia in ihren Bewegungen erschien; sein Gesicht war aufgeschwemmt, die Züge schlaff und hängend geworden. Die großen blauen, einst wie aus dunklen Tiefen leuchtenden und fast kindlich blickenden Augen waren starr geworden und richteten sich oft längere Zeit wie suchend und träumend auf einen Punkt hin, als ob sie für die Außenwelt keine Empfänglichkeit hätten; um den Mund zuckte oft ein bitteres Lächeln; das Haupt senkte sich häufig wie müde auf die Brust und schnellte dann wieder wie in plötzlicher, schreckhafter Scheu empor.

Trotz all dieser Veränderungen lag aber in der ganzen Erscheinung des Königs immer noch eine hohe fürstliche Würde und ein Hauch von jener eigentümlichen ritterlichen Anmut, die ihm in seiner früheren Jugend alle Herzen gewonnen hatte. Ganz besonders war dies der Fall, wenn er in den Wunderschöpfungen lebte, in denen er sich eine eigene, hoch über die Alltäglichkeit hinausragende Welt gestaltete, und so begrüßte er denn auch jetzt mit lebenswürdiger Freundlichkeit die Herren Munsch und Piloty, die sich von ihrer Arbeit erhoben hatten und, neben ihren Bildern stehendbleibend, sich tief verbeugten.

Der König sagte jedem der beiden Herren einige verbindliche, anerkennende Worte und trat dann in den großen Saal.

Einige Augenblicke blieb er stehen, seine breite Brust dehnte sich in einem tiefen Atemzug, er ließ seine Blicke durch den weiten Raum schweifen.

Ein glückliches Lächeln spielte um seine Lippen, und wie er so da stand, vom leuchten Strahl der hinter die Berge sinkenden Sonne goldig beleuchtet, inmitten der Wunderschöpfung, die er auf den Trümmern der Vergangenheit hatte entstehen lassen, da schien ein Schimmer der entschundenen goldenen Jugend ihn zu umgeben.

Der Maler August Spieß stieg von dem Gestell vor seinem Bilde herab, verneigte sich tief und blieb, Malstock und Palette in der Hand, den König erwartend, neben seinem Bilde stehen.

Der König trat rasch heran, grüßte freundlich mit der Hand und betrachtete aufmerksam das Bild.

„Gut,“ sagte er, mehrmals mit dem Kopfe nickend, „sehr gut! Kommen Sie mit, Sie haben mich verstanden, Sie haben mir Freude gemacht, ich will Ihnen etwas zeigen, das sonst nur meiner Einsamkeit gehört.“

Er ging schnell durch den säulengeschmückten Treppenvorplatz, durch das Speisezimmer und das Arbeitszimmer, welche noch nicht zum Bewohnen fertig waren, und stieg dann nach dem Erdgeschoß hinab.

Immer schneller weitergehend, verließ er die Burg durch den mächtigen Torbau, in welchem sich das Bild eines Hundes befand mit der Unterschrift: „Bei Tag und Nacht die Treue wacht.“

Dann ging er auf den Waldweg hinaus, auf welchem über den schneeigen Boden eine Schicht gelben Sandes gestreut war. Die Sterne funkelten vom Himmel auf die weiß bereiften Bäume herab. Es war ein prachtvoller Winterabend. Der König ging weiter, leicht seine Hand auf den Arm des Malers stützend, aber ohne ein Wort zu sprechen.

Er schien schweigend den Eindruck der wunderbaren, schönen und großartigen Natur in sich aufzunehmen, und auch Spieß befand sich in einer fast andächtigen Stimmung auf diesem einsamen Waldweg, allein unter dem sternklaren Winterhimmel mit dem einsamen Könige.

Das Rauschen des Pöllatfalls klang näher und näher herauf.

Sie traten aus dem Walde heraus. Vor ihnen lag die Pöllatschlucht mit ihren Felsgründen, über welche donnernd und tosend das Wasser dahinstürzte, das der leichte Frost nicht zum Stehen hatte bringen können.

Neunzig Meter hoch über dieser furchtbaren Schlucht läuft die zierliche, schmale Marienbrücke hin, deren Bau, von blinkendem Reif bedeckt, wie ein Gewebe von Silberfäden aussah, das kaum bestimmt schien, von einem menschlichen Fuß betreten zu werden.

Der König ging schnell bis zur Mitte dieser Brücke vor, in der Tiefe unten brauste der schäumende Wasserfall; rings umher ragten, von silberfunkelnden Tannen umschattet, die Berge, und drüben im Sternlicht erhob sich, trohig und markig und doch wieder so elfenhaft leicht zum nächtlichen Sternenhimmel aufsteigend, die weiße Burg, hervorgewachsen aus dem starren, nackten Felsen; rechts schloß der Torbau mit seinen gewaltigen Türmen das wunderbare Bild ab — links hin stieg der Ritterbau und der Hauptbau zu schwindelnder Höhe empor.

Einen Augenblick standen der König und der Maler auf dem luftigen Brückenbau, der von Feenhänden getragen schien, im Anschauen des wunderbaren, fast gespenstischen Nachtbildes verloren.

Da flammte ein Lichtstrahl in den Fenstern des Sängersaales auf, in zauberhafter Geschwindigkeit blickten immer mehr Lichter auf und bald strahlte der riesige Sängersaal, von seinen fünfhundertundachtzig Kerzen erleuchtet, in die Nacht hinaus.

Der Thronsaal folgte.

Auch die königlichen Wohngemächer erleuchteten sich und in wenigen Augenblicken stand das Schloß, Lichtfluten ausströmend, da, als ob es von einem Feenkönig der Berge bewohnt sei.

„O, wie schön — wie schön!“ rief Spieß; „das ist ein Anblick, dessen Eindruck nie aus meiner Seele schwinden wird! Warum ist kein Maler da, um das zu malen, warum kein Dichter, es zu singen?“

Der König schien den Ausruf nicht zu hören, starr, immer die Hand ausgestreckt, blickte er nach dem lichtschimmernden Schloß hinauf — es

schien, als ob in seiner Rechten die Zaubermacht läge, die Bilder seines Traumes zu verkörpern und zum Leben erstehen zu lassen.

„Und von dieser Welt,“ sagte er dann, „die mich hier in den Bergen umgibt, so rein, so licht, so edel, fromm und treu, sollte ich mich trennen, um mit der heutigen Menschen kleinlicher Klugheit, mit ihrem Neid, ihrer Mißgunst und ihrer Falschheit mich zu quälen? Sagen Sie selbst,“ fragte er, sich schnell umwendend und in einer heftigen Bewegung die Hand auf des Malers Schulter legend, „sagen Sie selbst, kann man das von mir verlangen?“

„Majestät,“ erwiderte Spieß, „die Zeiten sind verschieden, und was vergangen ist, kommt nicht wieder. Die Formen und Gestalten der Welt, mit der Eure Majestät hier Ihre Einsamkeit bevölkern, würden Sie vielleicht in Ihrer Residenz nicht finden, aber Treue und Wahrheit im Dienst edler und reiner Schönheit findet sich auch in der heutigen Welt und würde auch heute noch um den Thron des Königs glänzen, der die Schönheit ehrt und die Wahrheit sucht.“

Der König schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er rauh; „ich habe dort gesucht und nicht gefunden, hier finde ich, ohne zu suchen, hier kommt die Schönheit und Harmonie dem König entgegen — dort baut man ihm Schwierigkeiten auf — dort will man seinen Willen lähmen und seine Freude verkümmern in niedriger Beschränkung.“

Schnell wendete er sich um und schritt zum Waldwege.

Schweigend, wie sie gekommen waren, gingen beide zum Schloß zurück.

Mit kurzem, stummem Gruß, aber freundlich lächelnd, verabschiedete der König den Maler und kehrte durch den Torbau in das Innere.

13. Kapitel.

Am nächsten Morgen fuhr der König in geschlossener Kalesche nach Starnberg, wo ihn sein Salonwagen erwartete, um ihn nach München zu führen.

Am Bahnhof in München erwartete ihn ein abermals geschlossener Wagen. Gendarmen standen bereit, um voranzureiten. Der Perron war abgesperrt.

„Wie anders war es sonst,“ sagte der König, der allein in seinem Wagen saß, indem er auf die Vorübergehenden in den Straßen hinabblitzte, welche stehen blieben, um zu grüßen, „wie schön war es, wenn ich im offenen Wagen hier einfuhr und das Volk sich in dichten Scharen nahe herandrängte — wie gern möchte ich, daß es heute noch ebenso wäre; aber,“ sagte er dann finster, „sie haben recht, die Ideen des Umsturzes haben die Massen ergriffen, auch Ludwig XVI. jubelten sie zu, dieselben, die ihn später unter dem Geheul wilder Verwünschungen zum Schafott begleiteten.“

Er versank in finsternes Brüten und starrte vor sich nieder, während er mechanisch mit den Händen, bald nach rechts, bald nach links hin grüßend, winkte. — In der Residenz angekommen, eilte er zunächst nach den Gemächern der Königin und begrüßte seine Mutter mit ehrerbietiger Herzlichkeit.

Dann trat er in sein Arbeitszimmer.

Gedankenvoll das Haupt neigend, ließ er sich auf den Lehnstuhl nieder und begann, wie von einer inneren Inspiration getrieben, auf einen der bereitliegenden Bogen zu schreiben. Zuweilen richtete er wie in zögerndem Sinnen den Blick aufwärts, flüsterte auch wohl leise Worte vor sich hin und bewegte wie zählend die Finger seiner linken Hand.

Endlich lehnte er sich zurück, und nachdem er noch einmal die ungleichen Zeilen seiner großen Handschrift durchflog, las er immer lauter und ausdrucksvoller:

„Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und schien' er noch so ehrlich — glaub ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,
Mißtrau der Welt und gib dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde gibt!
Ein Freundesherz ist ein so felt'ner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft;
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal gebrochen, wird es nicht mehr ganz!
Dum, wird ein solches Kleinod dir beschert,
O, trübe seinen Glanz nicht! Halt es wert!
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht;
Doch, wärest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich,
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann!“

Sein Gesicht verklärte sich in einem reinen, glücklichen Lächeln. Da fiel sein Blick auf einen Brief, der auf einem Tischchen zur Seite lag und ein kleines, scharf ausgeprägtes Siegel trug, das einen Kelch von Strahlen umgeben zeigte.

Hastig riß er den Umschlag auf und las:

„Eure Majestät sind von Gefahren umgeben — Ihre Feinde in der Tiefe und auf der Höhe erlauern den Augenblick, um Ihnen einen Streich zu spielen. Vergessen Sie nicht, daß die Nachfolger der Jakobiner, welche Ludwig XVI. mordeten, ebensoviel Interesse haben, den Thron zu erledigen, als andere Feinde, welche den König des neuen Grals verdrängen möchten, weil sie in seinem Reich keinen Platz für ihren Ehrgeiz finden. Im Volksgewühl der Residenz lauert der Mord. Der neidische Ehrgeiz streckte Heinrich IV. nieder. Der Meuchelmord wagte sich zweimal an den Kaiser Wilhelm, und nur ein Wunder rettete sein Leben. In den Bergen ist Sicherheit — in den Bergen ist Ihr wahres Volk. Mißtrauen Sie allen — allen — und denen am meisten, die Ihnen am nächsten stehen!“

In tiefster Ehrfurcht des erhabenen Herrn der Tafelrunde untertänigster Diener Geraint.“

Das Blatt entfiel der Hand des Königs.

Seine Augen starrten ins Leere.

„Er hat recht, er hat recht,“ flüsterte er vor sich hin. „Der Kaiser hat eine Armee um sich in der Besatzung seiner Residenz, sie jubelt ihm zu, wo er sich zeigt, und dennoch ist er fast meuchlerischem Anfall erlegen! Und Heinrich IV.? Das Volk liebte ihn, das wirkliche Volk, dessen Recht und Wohlstand er schützte, und doch fiel er inmitten seiner Hauptstadt, und die ihm am nächsten standen, hatten die Mörderhand bewaffnet, weil sie an seiner Stelle herrschen wollten im Bunde mit jenen finsternen Mächten, die den König des Volks als Reher verdamnten.“

Ja, ja, er hat recht, das Vertrauen ist eine Torheit, und sie würden lachen über das Opfer, das sich selbst ihnen ausliefert — und doch war es so schön, ein holder Lichtblick aus vergangenen Tagen! Ich bin ein armer Mann,“ flüsterte er dumpf, stützte den Kopf in die Hände und saß lange unbeweglich da.

Endlich sprang er auf. Seine Augen waren gerötet, seine Züge kalt und starr, seine Blicke finster und drohend. Er bewegte die Glocke. — „Es soll alles in Eile zur Abreise vorbereitet werden. Ich will nach Berg zurück und von da nach Hohenschwangau. Man soll sogleich die Befehle wegen der Relais erteilen, aber ohne Verzug und alles in tiefster Stille — niemand soll erfahren, daß ich abreise, als diejenigen allein, die es notwendig wissen müssen. In einer Stunde wirst du mir melden, daß alles bereit sei.“

Der Kammerdiener verbarg sein Erstaunen über diesen unerwarteten Befehl und zog sich mit tiefer Verneigung zurück, während der König in den Wintergarten zurückkehrte, um sich in die Bostkette desselben zu vertiefen.

14. Kapitel.

Einige Wegstunden von Hohenschwangau in der Richtung auf Linderhof zu, mitten in den Bergen liegt ein einsames Dorf. In zahlreichen Krümmungen windet sich die Fahrstraße an den steil aufragenden Berghängen entlang. Dichtes Buschwerk drängt sich bis an den Wegrand, nur hin und wieder durchbrochen von überschnitten aufragenden Felszaden. Wie verzaubert standen die dunklen Tannen unter ihrer weißen Last und trotz der hereinbrechenden Dunkelheit leuchtete die verschneite Straße in matten Weiß.

Von weither hörte man das harmonische Geläute der Gloden, welches in der ganzen Gegend bekannt war und das Nahen des könig-

lichen Zuges verkündete. — Bald flammte der zitternde Schein der Windlichter auf. Die Viktors sprengten voraus.

In dem Schlitten mit der helleuchtenden Kuppel saß, weithin sichtbar im hellen Licht, der König.

Ernst und fast feierlich blickte er in die Nacht hinaus. Man hörte die Tritte der Pferde nicht in dem Schnee; geräuschlos glitt der Schlitten dahin. Das helle Glodenpiel war der einzige Laut, der diesen wunderjam, gespensterartig dahinfliegenden Zug begleitete!

Jetzt kamen die Vorreiter heran.

In diesem Augenblick fielen aus dem Gebüsch auf dem Felsen drei Schüsse fast zugleich.

Einer der Beratern an der Vorderseite des Schlittens flog krachend davon.

Der König fuhr wie von einer Feder geschnellt empor, sein Mantel sank herab, seine groß geöffneten Augen blühten flammend in die Dunkelheit hinein.

Oben auf der Felspitze hörte man einen wilden Fluch, dann ein Krachen der Äste, und alles war still.

Die Kutscher hatten die Pferde vor dem Schlitten angehalten. Die Spitzenreiter sprengten rückwärts.

„Um Gottes willen, Majestät,“ rief ein Vereiter, „sehen Sie sich nieder, es können noch mehr Mörder vorhanden sein. Eine neue Kugel kann sicherer treffen!“

„Dort oben war es,“ rief ein anderer, „dort muß man die Mörder verfolgen!“

Er wollte von seinem Pferde herabspringen.

„Halt!“ rief der König gebieterisch, immer in seinem Schlitten aufrecht stehen bleibend, „halt! Niemand soll sich rühren! Jede Verfolgung in der Nacht und im Walde würde unnütz sein. Niemand soll wissen, was hier geschehen — hört ihr wohl, ihr alle? Ich verbiete euch, ein Wort davon zu sprechen.“

Nachdem der Spitzenreiter sich wieder eingefunden hatte, setzte der König seine Fahrt in gewohnter, ein für allemal streng vorgeschriebener Schnelligkeit fort, die durch zahlreiche, auf dem Wege bereitstehende Relais ermöglicht wurde.

Nach kurzer Rast in Oberammergau erreichte der königliche Zug eine halbe Stunde später das Schloß Linderhof.

Aus „Deutschland“

Winter in den bayerischen Bergen



Der finstere Geist, welcher so lange schon über dem Haupte des Königs Ludwig schwebte, hatte immer furchtbarer seine nächtlichen Schwingen geregt seit jener verhängnisvollen Fahrt nach dem Linderhof, immer dichter zogen sich die Schleier zusammen, welche, aus den Fäden des Hasses und des Mißtrauens gewebt, das warme und so zartempfindliche Herz des Fürsten von seinem Volk und der ganzen Welt trennten. Mehr und mehr versank der König in die Einsamkeit, welche er nur mit den immer ungeheuerlicher anwachsenden Gestalten seiner Phantasie bevölkerte. Wohl drängte ihn zuweilen die Sehnsucht nach dem Verkehr mit anderen Menschen, Geistern und Menschenherzen die Freundschaft zu suchen, die ihn so oft getäuscht. Mit überwältigendem Gefühl glaubte er bald in einem seiner Kabinettsräte, bald in einem Schauspieler, der ihm in irgendeiner Rolle besonders gefiel, einen Gefährten gefunden zu haben, aber immer wieder schnellte er nach solchen Anwandlungen hinaus in die kalte, unnahbare Höhe des Königtums, welche ihn von allen anderen Sterblichen trennte; die Eistrinde des Mißtrauens gegen diejenigen, welche bei aller Ehrfurcht ihn dennoch zuweilen an die Grenzen seiner königlichen Macht erinnern mußten, legte sich immer fester und undurchdringlicher um sein Herz, und er kam immer mehr dahin, nur mit den untergeordneten Dienern noch zu verkehren, für welche jede seiner Launen Befehl war. Er kam nur noch zu den Separatvorstellungen nach der

Hauptstadt und umgab sich dabei mit tiefem Geheimnis, so daß die Bewohner von München seine Anwesenheit erst erfuhren, wenn er schon wieder abgereist war. Er umgab sich schließlich mit seinen Stallbedienten und den zu seinem persönlichen Dienst kommandierten Chevauliegers, und ließ auch von den Rabinettsekretären sich keinen Vortrag mehr halten, sondern die wichtigsten Staatsangelegenheiten durch Vermittlung der Unterbedienten an sich gelangen. Die Schulden der Rabinettstasse wuchsen immer höher an und wurden immer drohender, die auswärtigen und auch manche bayrischen Blätter beschäftigten sich in stets wiederholten Notizen mit dieser peinlichen Angelegenheit, und jede solche Notiz beunruhigte die Gläubiger und veranlaßte eine immer größere Zahl von ihnen, Klagen bei den Gerichten einzulegen. Dazu kamen ebenso regelmäßig wiederholte Bemerkungen über die bedenkliche Nervenkrankheit des Königs. In auswärtigen Blättern wurde ziemlich rücksichtslos die Frage seiner Regierungsfähigkeit erörtert, und dadurch wurden denn immer wieder neue Gläubiger dazu getrieben, sich durch Einreichung von Klagen für alle Fälle einen rechtsgesicherten Anspruch zu schaffen. Es war wie eine Hejag, die von allen Seiten auf den vereinsamten König angestrichelt wurde. Freilich hätte er sich derselben auf die sicherste und einfachste Weise entziehen können, wenn er seine verhängnisvolle Einsamkeit verlassen und von den phantastischen Schöpfungen seiner selbstgeschaffenen Welt hätte unter die Menschen zurückkehren wollen; aber das gerade wollte er nicht. Er wollte sich nicht beugen, nicht die Unzulänglichkeit seiner königlichen Macht einräumen. Darum wich er jeder Annäherung an die Grenzen dieser Macht aus, umgab sich mit Personen, welche sich ohne Widerspruch in seinen Willen fügten, und setzte in trotzigem Eigensinn die Bauten, welche die Rabinettstasse in immer tieferen Ruin stürzten, fort. Unglaublich klangen die Mitteilungen, welche über das Leben des vereinsamten Königs mehr oder weniger verhüllt durch die Zeitungen in die Welt drangen. Mit tief schmerzlicher Teilnahme wurden diese Mitteilungen im Lande gelesen, denn wenn man sich auch sagte, daß nicht alles, was da erzählt oder angedeutet wurde, wahr sein könne, so schien es doch ungewiss, daß die Verhältnisse einer Entwicklung zutrieben, welche nur verhängnisvoll für die Regierung des Königs sein konnte, den das Volk mit so großen Hoffnungen begrüßte und der so Großes für Bayern und Deutschland getan.

15. Kapitel.

So war der erste Frühlingstag des Jahres 1886 herangekommen, die silbernen Strahlen des Mondes fielen auf den stillen Spiegel des Chiemsees, des sogenannten bayrischen Meeres, herab, ringsum erhoben sich die mächtigen Alpen, der Geisberg, der Untersberg, der Stauffen und das Sonntagshorn; weiterhin der Walmann und der Hochfellen, an der Spitze der Hochris und der Heuberg und ganz zurück der Wendelstein und der Breitenstein.

In majestätischer Ruhe lag die ganze großartige Landschaft da. Die Lichter des Himmels und die mächtigen, hochragenden Häupter der Alpen, sie kannten sich seit Jahrhunderten und aber Jahrhunderten, und es schien, als ob der Nachtwind die alten Sagen und Erinnerungen hin und her trüge über den See hin, von den Alpen zu den Sternen, als ob sie sich untereinander fragten, was das für ein weßglänzender Bau sein möchte, der sich dort aufrechtete auf der Herreninsel in gespenstischer Dunkelheit und Stille, als ob er bestimmt sei, von Geistern bewohnt zu werden, der so breit sich ausdehnte, als ob Geisterhände ihn erbaut hätten, und der doch wieder so winzig erschien gegen die gewaltigen Bergriesen und der so tief am Boden im Staube haftete unter den Sternen und dem Mond, der in dunklem Aetherblau des Nachthimmels seiner Bahn folgte.

Weithin durch die stille Nacht hallte ein gellender Pfiff von Rimsting her, wo an einer besonders angelegten Haltestelle ein königlicher Extrazug angefahren war. Dann war alles wieder still, nur der Nachtwind wehte über das Wasser und die kleinen Wellen des Sees rollten, leise plätschernd, an den Uferkies. Nun klang ein leises Rauschen, wie das Atmen eines Wassergottes, über den See, und mit dem goldschimmernden Kiel die Flut durchschneidend, fuhr ein Dampfer heran, leicht und flüchtig, wie ein Schwan über die Wellen zieht. Ringsum sprühte schimmernd und funkelnd das Wasser auf.

Der Dampfer schien wie von eigenem Willen belebt durch die Flut dahinzuziehen. Nur vorn an der Kielspitze des Schiffes stand, vom Mondlicht umflossen, eine hohe Gestalt, starr und unbeweglich wie ein gemeißeltes Bild; ein blauer Mantel floß von den Schultern herab, mit Hermelin ausgeschlagen, in weitem Faltenwurf die mächtigen Glieder umhüllend, von dem Hut wehte eine weiße Feder an einer Agraffe von Edelsteinen, die in hundertfältigen, wunderbaren Reflexen das Mondlicht zurückwarf. Das bleiche, edle Gesicht war starr und unbeweglich wie die ganze Gestalt, aber aus diesem Gesicht leuchteten dunkle Augen hervor, in denen ein unheimliches Leben glühte. Bald blickten sie träumend zu den rauschenden Wellen hinab, bald wieder sehnuchtsvoll hinauf zu den Sternen und den Häuptern der Berge, dann wieder schienen sie angstvoll umherzuspähen, als ob sie vor bösen Dämonen sich fürchteten, die über das Wasser heran-

schweben möchten, und dann auch loberte es in ihnen auf wie furchtbar drohender Zorn, als ob die Fahrt einen Kampf gelte aus den Tagen der riesengewaltigen Vorzeit.

Der Dampfer war nach der Herreninsel hingeglitten und fuhr in den breiten Kanal ein, der hier bis unmittelbar an die Terrasse des Schlosses führt und mit zwei hohen Spalieren eingefaßt ist.

Noch lag der weitgestreckte Schloßbau in tiefer Finsternis und grabesähnlichem Schweigen da, aber in dem Augenblick, in welchem der Dampfer in den Kanal einbog, entflammte sich plötzlich wie durch ein Zauberswort der ganze prangende Bau, und es strömte aus allen seinen Fenstern eine Flut von Licht über die Wasserfläche hin, daß fast der Mond und die Sterne vor diesem strahlenden Glanze erbleichten.

Der Dampfer wendete sich, wie von einem Lufthauch bewegt. Die mit Samt überzogene Brücke senkte sich nach der Landungsstelle herab. Der König verließ seinen Platz an der Spitze des Kiels und schritt langsam über die Brücke; er stieg auf die Terrasse und dann über die breite Marmortreppe zu dem Portal des Schlosses.

Die goldenen Gittertüre des Mittelportals öffneten sich wie auf ein Zauberswort und schlossen sich ebenso wieder, nachdem der König in das Vestibül eingetreten war.

Der König begab sich in sein Arbeitszimmer, ließ sich auf den reich vergoldeten Sessel vor dem Schreibtisch nieder und betrachtete einen Augenblick ruhig und heiter die ebenso reich als behagliche Einrichtung dieses Zimmers, in welchem er sich als uneingeschränkter Herrscher fühlen mochte, weil er all die Schranken nicht sah, die sonst seinem Willen entgegentraten. Da fiel sein Blick auf einen versiegelten Brief, der auf der Platte lag.

„Woher das?“ fragte er den Kammerdiener Maier, der in einiger Entfernung hinter seinem Stuhl stand.

„Der Brief ist abgegeben worden, unmittelbar ehe Eure Majestät eintraten, von einem Boten, der in einem Rahn herüberkam und das Lösungswort hatte,“ erwiderte Maier, indem er das Knie beugte. Der König betrachtete die Handschrift und das Siegel. Sein finsterner Blick klärte sich wieder auf.

„Von Geraint,“ flüsterte er, schnell den Umschlag aufreißend. Er winkte.

Maier verschwand, rückwärts schreitend, hinter der Portiere.

Der König las:

„Die Feinde meines königlichen Herrn sind an der Arbeit, sie treiben die ungeduldbigen Gläubiger vor, und bald werden die Gerichte ihre Häfcher ausenden, um die Hand an das geheiligte Eigentum des Königs zu legen. Möchte es dem erhabenen Herrn gefallen, einen vernichtenden Schlag gegen die im stillen schleichende Schlange zu tun, welche schlimmer ist als die offene Revolution. Der König weiß, wo der Mittelpunkt aller tückischen Feindschaft ist, und darf gewiß sein, daß die Ritter des Grals alle zu seinem Dienst bereitstehen, sobald er den Arm zu entscheidendem Kampf erhebt. Wenn Mordred in den Tiefen des Abgrundes gefesselt ist, wird der König Herr sein über alle Welt, wie er es jetzt ist über seinen allertreuesten Geraint.“

Das Gesicht des Königs färbte sich dunkelrot, wild flammten seine Augen auf, die Adern seiner Stirn schienen zerspringen zu wollen. Mit zitternder Hand zerknitterte er das Papier.

„Ja, er hat recht, das ist schlimmer als die offene Revolution,“ rief er, „die man mit dem Schwert niederschlagen kann. Er hat recht, einen vernichtenden Schlag muß ich führen, den Kopf muß ich dieser Schlange zertreten!“

Er bewegte die Glode.

„Hellschwert soll kommen!“ rief er, und wenige Augenblicke später trat der Hoffurier, in das Kostüm der Schweizergarde Ludwigs XIV. gekleidet, ein.

Er beugte das Knie vor dem König.

Dieser rief, indem er dicht vor ihn hintrat:

„Kann ich dir trauen, kann ich mich auf dich verlassen? Ich weiß, ich kann es,“ fuhr er fort, „denn du gehörst mir; was du bist, das bist du nur durch meinen Willen. Ich kann dich in das Nichts zurückschleudern, aus dem ich dich emporgehoben!“

Ehe der Furier antworten konnte, sprach er weiter:

„Nun wohl, so höre! Du sollst aus meinen getreuesten Leuten eine heilige Schar bilden, welche alle meine Schlösser bewachen und jeden Häfcher des Gerichts, der sich im Umkreise desselben blicken läßt, sofort einfangen.“

„Zu Befehl, Majestät,“ erwiderte Hellschwert, den Kopf neigend. „Und was befehlen Eure Majestät, was mit dem Gefangenen geschehen soll?“

„Ertränkt ihn!“ rief der König. „Ertränkt ihn! Das ist eine milde Strafe für einen solchen Hochverräter; und dann höre weiter. Wenn ich zurück bin morgen in Hohenschwangau, so sollst du in der neuen Burg ein Verlies einrichten lassen, dunkel und fest verschlossen, mit schweren Ketten und mit allem, was nötig ist, um jede Flucht zu verhindern. Wenn das geschehen ist,“ fuhr er finster fort, „dann werde ich dir sagen, gegen wen du ausziehen sollst mit meinen Getreuen, um ihn einzufangen und ihn in dem tiefen Kerker zu verbergen

vor dem Licht der Sonne. O, daß ich ihn hätte," rief er, „daß ich ihn hätte, ihn und alle, die daran arbeiten, meinen Thron zu unterwühlen. O, ich wollte Marten erinnern, wie sie noch nie dagewesen sind, um so ungeheuren Frevel zu strafen und all den Jammer zu rächen, den sie wie tödliches Gift in meine Seele gießen! Und weiter will ich greifen, die Zukunft soll mein sein. Trugen meine Vorfahren die Kaiserkrone, warum soll sie mein Haupt nicht schmücken? Die Zukunft will ich mir gewinnen. Sie schmieden Ketten für mich, sie richten Schranken auf über Schranken um mich her, ich will das alles zerbrechen, ich will die Ketten zerreißen, ich will es sein, der zuletzt lacht!"

Er schlug ein gellendes Hohnlachen auf, das schauerlich in dem goldschimmernden Raum widerklang. Er stürmte eine Zeitlang auf und nieder, mit den Händen in der Luft sechtend und am ganzen Körper bebend, in wilder Erregung. Dann plötzlich blieb er stehen, preßte die Hände auf den Hinterkopf und rief:

„Nein, nein, den Tag der Freude sollen sie mir nicht stören hier in meiner sicheren Einsamkeit, in der mich die Wellen des Sees beschützen. Einen Atemzug Glück will ich noch einziehen und morgen will ich dann die Hand erheben zum letzten entscheidenden Kampfe. Meinen feigen Dienern will ich meinen Befehl senden, und wehe ihnen, wenn sie zögern oder widersprechen! Jetzt fort damit, in den Staub mit all dem Elend. Geh auf, du herrliche Sonne des wahren Königtums, die bald wolkenlos über meinem Haupte leuchten soll! Du kennst meinen Befehl," sagte er dann zu Hefelschwert, „du hastest mit deinem Kopf, daß er ausgeführt wird. — Man soll servieren!"

Nachdem das Diner beendet war, betrat der König die neben dem Speisezimmer liegende kleine Galerie, eine Miniaturnachahmung des großen Spiegelsaales.

Hier stand an der mit Gemälden und kostbaren Kunstwerken geschmückten Langseite eine Reihe hochgewachsener, außerordentlich schöner Männer in der Tracht der alten französischen Schweizergarde, die Heldebarben im Arm; Hefelschwert am linken Flügel.

Wohlgefällig blickte der König auf alle diese kräftigen Gestalten, welche bei seinem Eintritt grüßend die Heldebarben senkten.

„Du bist deiner Leute sicher?" fragte er Hefelschwert.

„Vollkommen sicher, Majestät," erwiderte dieser, „jeder Frevel, der den Schloßern zu nahe wagt, wird ertränkt."

Der König nickte freundlich, und dann begann er, in der Galerie auf und nieder zu gehen, bald in tiefe Gedanken versunken, bald wieder den Kopf neigend, als ob er ein Phantasiebild grüße, dann stehenbleibend und einige Worte sprechend, zuweilen auch lange unbeweglich vor sich hinstarrend und mit den Fingern die Loden auf seiner Stirn drehend.

Eine Stunde lang mochte dies wunderfame Spiel gedauert haben, dann verließ er, auf der Schwelle noch einmal mit majestätischem Anstand grüßend, die Galerie und begab sich in sein Schlafzimmer.

In der nächsten Nacht war er wiederum in Hohenburgswangau eingetroffen. Er entsendete einen kurzen, strengen Befehl an das Gesamtstaatsministerium, dem versammelten Landtage sogleich eine Vorlage zur Ordnung der Verhältnisse der Kabinettskaffe zu machen und mit tunlichster Beschleunigung die hierauf bezüglichen Vorschläge ihm zu unterbreiten; dann begann er mit erneutem Eifer sich mit dem Weiterbau der Burg von Neuschwanstein zu beschäftigen und zugleich Pläne auszuarbeiten für die Aufrichtung einer neuen Burg Falkenstein, zu der er in großartigster Auffassung für edelsten Geschmack nach seinen eigenen Ideen ein Modell hatte anfertigen lassen. Eine innere Unruhe schien ihn in immer steigendem Maße zu verzehren; bald suchte er in künstlerischem Schaffen Vergessenheit der Sorgen, die ihn unaufhörlich wie Gynneten der griechischen Mythe verfolgten, und die Künstler, welche er mit der Ausführung seiner Ideen beauftragte, staunten über die Tiefe seiner Auffassung, die reiche Fülle seiner Kenntnisse und die überraschende Kraft seines Gedächtnisses — bald wieder erteilte er die schärfsten Befehle gegen Personen, die seinen Unwillen erregten. In wilden Zornausbrüchen befahl er, die unbotmäßigen Minister zu fangen und mit grausamen Strafen zu belegen, bald auch gebot er untergeordneten Dienern, ein neues Ministerium zu bilden, oder erteilte die außerordentlichsten Aufträge zur Beschaffung von Geldmitteln für seine Bauten; dazwischen fuhr er in unstillter Hast durch die Berge — er schien sich auf der Flucht vor seinen eigenen Gedanken zu befinden und doch vergeblich in der unstillen Bewegung die Ruhe zu suchen. Auf seinen Befehl an das Gesamtministerium war ein ausführlicher Bericht eingegangen, welcher die Unmöglichkeit der Beschaffung neuer, außerordentlicher Mittel zur Fortsetzung der begonnenen Bauten, welche der König ausdrücklich als seine einzige Lebensfreude bezeichnet hatte, darlegte. Die Minister führten aus, daß durch eine fest innegehaltene, strenge Sparsamkeit und durch die Zurückführung der Ausgaben auf die Höhe der unter Maximilian verwendeten Summen die vorhandenen Schulden gedeckt werden könnten, und regten den König an, daß er die notwendigen und ausführbaren Beschränkungen eintreten lassen möge, da sonst der Konturs der Kabinettskaffe unvermeidlich sei und auch die Frage zur Folge haben könne, ob der König noch die Zügel der Regierung in der Hand zu halten vermöge.

Der König geriet in heftigen Zorn, als er diesen Bericht erhielt; er erteilte in seiner Erregung die außerordentlichsten Befehle und steigerte seine Nervenunruhe bis zu einem bedenklichen Grade, ohne daß seine unmittelbare Umgebung es wagte, dagegen zu sprechen. Dann befahl er anzuspinnen, und eine Stunde später fuhr er im sechsspännigen offenen Wagen auf der Straße nach Steingaden davon.

16. Kapitel.

Der Prinz Luitpold von Bayern stand in dem Arbeitszimmer seines Palais der königlichen Residenz gegenüber und hörte dem Vortrage des Staatsministers Freiherrn von Lutz zu.

Die kräftige, soldatische Gestalt des Prinzen, der die Interimsuniform des bayerischen Feldzeugmeisters trug, war fest aufgerichtet und zeigte noch die volle Spannkraft der schlanken Glieder. Das scharf markierte Gesicht mit grauem Vollbart und dem kurzen, grauen Haar war ernst und schmerzlich bewegt.

Der Staatsminister, schwächlich und etwas gebückt, in der kleinen Ministeruniform, den Stern des Ordens der bayerischen Krone auf der Brust, zeigte ebenfalls in seinem ausdrucksvollen Gesicht mit dem kleinen grauen, kurz gestutzten Schnurrbart und den scharfen, durch die goldene Brille hervorblickenden Augen eine tiefe, schmerzliche Bewegung.

„Ich habe also die Ehre gehabt," sagte er, „Eurer Königlich hohen Heiße die Reihe bellagenswerter Verrückungen vorzutragen, welche nach den unbestreitbaren Zeugnissen der Umgebung in dem Leben Seiner Majestät des Königs in erschreckender Weise Fortschritte machen und habe das ausführliche Gutachten des Obermedizinalrats von Gudden unterbreitet, welcher unter Zuziehung der anderen genannten Ärzte auf Grund wissenschaftlicher Prüfung der Tatsachen die Paranoia, die originäre Verrücktheit, bei Seiner Majestät konstatiert. Es war uns allen Ministern Seiner Majestät seit lange klar, daß eine Geistesstörung bei unseren erhabenen Herrn Platz gegriffen habe. Wir haben so lange, als es irgend möglich war, versucht, die Geschäfte weiterzuführen, um dem König wie seinem Haupte und dem Land eine furchtbare Katastrophe zu ersparen. Eure Königl. Heiße wissen, daß wir es versucht haben, durch Besprechung mit den leitenden Mitgliedern der Kammern eine Tilgung der Schulden der Kabinettskaffe durch eine von den Ständen garantierte Anleihe zu ermöglichen, aber es ist uns nicht gelungen, von Seiner Majestät die Garantien dafür zu erhalten, daß keine weiteren Schulden gemacht würden, und zugleich haben wir es nicht mit unserer Pflicht für vereinbar gehalten, in diesem Augenblick die Führung der Geschäfte niederzulegen und die Ordnung der verhängnisvollen Angelegenheit der Kabinettskaffe anderen Männern zu überlassen, welche vielleicht eine größere Willfährigkeit bei der Majorität der Kammern zu finden vermöchten. Meine Kollegen und ich sind einstimmig zu der Ansicht gelangt, daß nunmehr der Augenblick gekommen ist, in welchem, wenn das Land vor schwerem Unglück bewahrt werden soll, die verfassungsmäßige Regentschaft einzutreten hat, da zu unserem tiefsten Schmerz kein Zweifel mehr bestehen kann, daß Seine Majestät zur Weiterführung der Regierung unfähig ist. Ich bitte deshalb im Namen meiner Kollegen im Gesamtstaatsministerium Eure Königl. Heiße, als den zur Regentschaft berufenen erlauchten Anaten des königlichen Hauses, die Regentschaft zu übernehmen und den erforderlichen Schritten, die wir vorbereitet haben, höchstfröhe Sanction geben zu wollen."

Ein tiefes Schweigen trat ein.

Der Prinz neigte das Haupt — ein heftiger innerer Kampf malte sich auf seinen Zügen.

„Gott weiß es," sagte er endlich mit einer Stimme, aus der seine tiefe Bewegung hervorklang, „Gott weiß es, daß mich die Regierung nicht lockt — ich bin Soldat gewesen von Jugend auf und habe nichts anderes verlangt und keinen andern Ehrgeiz gehabt, als dem Vaterlande mit aller Kraft, die mir der Himmel augeben, zu dienen. Ist es denn wirklich wahr, daß der äußerste Schritt unvermeidlich ist, daß ich die unter diesen Umständen doppelt schwere und verhängnisvolle Last der Regierung auf mein ergrautes Haupt laden muß?"

„Es besteht kein Zweifel darüber, Königl. Heiße," erwiderte Herr von Lutz, „in dem vollen Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit müssen wir, meine Kollegen und ich, Eure Königl. Heiße an die Erfüllung Ihrer höchsten, unabweislichen Pflicht mahnen, das erheischt das Wohl des Volkes und das erheischt auch die Würde des ganzen erhabenen königlichen Hauses, damit nicht durch eine Steigerung der unglückseligen Krankheit Seiner Majestät des Königs noch unglückseligere Verhältnisse geschaffen werden."

„Und was meinen Sie, daß geschehen müßte?" fragte der Prinz.

„Die unendlich schmerzliche Notwendigkeit," erwiderte Herr von Lutz, „erfordert es, die Allerhöchste Person Seiner Majestät des Königs in sichern Gewahrnam zu bringen, um sowohl ihn selbst als seine Umgebung und den Staat vor den traurigen Wirkungen seiner Krankheit zu schützen und durch eine streng geordnete ärztliche Behandlung eine Heilung zu versuchen."

„Ist eine solche Heilung möglich?“ fragte der Prinz.
„Die Ärzte geben kaum Hoffnung dazu,“ erwiderte Herr von Luz achselzuckend. „Das Beispiel des unglücklichen Prinzen Otto läßt besorgen, daß eine Familienanlage zum Wahnsinn vorhanden sei.“

Nachdenklich ging der Prinz im Zimmer auf und nieder.
„Und wenn ich mich nicht entschließen könnte, die Regentschaft unter so schwierigen Verhältnissen anzunehmen? Es werden sich Stimmen dagegen erheben, man wird die Notwendigkeit bezweifeln, der König hat trotz seiner Geisteszerrüttung Augenblicke, in denen er vollkommen ruhig und verständig spricht, das Volk in den Bergen hängt an ihm; es wird an Angriffen und Verdächtigungen nicht fehlen.“

„Wenn Eure Königliche Hoheit nach Höchstherrm Ermessen den Augenblick noch nicht für gekommen erachten, um sich der Übernahme der Regentschaft als nächstberechtigter Agnat zu unterziehen, dann bleibt uns, meinen Kollegen und mir, nichts anderes übrig, als unsere Ämter in die Hände des Königs, der sie uns übertrug, zurückzugeben und vor dem König und der Öffentlichkeit die Gründe dafür darzulegen; denn es ist unmöglich für uns, die schwere Verantwortung einer solchen Regierung, wie sie gegenwärtig besteht, weiter zu tragen. Bis jetzt ist alles noch glücklich ohne Schaden für das Land und unheilbare Verwirrung abgelaufen, obgleich die Lage der Kabinettstafel an sich schon eine schwere Kalamität ist — es können aber in jedem Augenblick Dinge eintreten, welche die unseligsten Zustände herbeiführen, und dann würde man mit Recht fragen, wie konnten die Räte der Krone es dahin kommen lassen, daß solche Dinge geschahen? Ich flehe daher Eure Königliche Hoheit im Namen meiner Kollegen, im Namen des bayerischen Volks, ja, im Namen des ganzen Deutschland, in dessen Reichsorganismus Bayern eine so wichtige Stelle einnimmt, dringend an, die Pflicht, deren ganze schmerzliche Last ich erkenne und mitempfinde, auf sich nehmen zu wollen.“

Der Prinz stand eine Zeitlang in tiefe Gedanken verloren da.

„Gut denn,“ sagte er endlich, „ich will tun, was geschehen muß und was ich als meine Pflicht erkenne. Doch,“ sprach er dann ernst und fast streng weiter, „ich will selbst die Ärzte hören, und dann soll eine Staatskommission eingesetzt werden, welche sich nach Hohenschwangau begeben wird, um dem Könige die Einsetzung der Regentschaft mitzuteilen und in aller Ehrfurcht die Bitte vorzutragen, daß er sich der als notwendig erkannten ärztlichen Behandlung unterwerfen und bis zu seiner Wiederherstellung sich der Regierung enthalten möge.“

„Wird das möglich sein?“ sagte Herr von Luz kopfschüttelnd; „der König wird in Jorn geraten — er wird in einer solchen Verkündung Hochverrat erblicken — er wird vielleicht gewalttätigen Widerstand leisten, und so lange die Regentschaft nicht proklamiert ist, werden alle Behörden, wird die Armee zum Gehorsam verpflichtet sein.“

„Gleichviel,“ erwiderte der Prinz, „die Ehrfurcht vor der königlichen Majestät erfordert es, daß so, wie ich es gesagt, verfahren werde — es ist dies meine Bedingung für die Übernahme der Regentschaft, ich werde von derselben nicht abgehen. Und nun lassen Sie mir noch einen Tag,“ sagte er dann. „Bereiten Sie alles vor, und nachdem ich noch einmal in aller Stille mit mir zu Räte gegangen bin, soll morgen das Unvermeidliche geschehen.“

Der Minister verbeugte sich stumm und ging gesenkten Hauptes hinaus.

Der Prinz setzte sich an seinen Schreibtisch und durchlas, das Haupt in die Hand gestützt, das Aktenstück, das Herr von Luz ihm zurückgelassen.

Es gehört der Geschichte an, wie die von dem Prinzen Luitpold ernannte Staatskommission sich nach Hohenschwangau begab, um dem König in feierlicher, ehrfurchtsvoller Weise die Einsetzung der Regentschaft kundzutun.

Seit kurzem erst war der König vollständig nach dem Schlosse Neuschwanstein übergesiedelt, nachdem er bis tief in den Frühling hinein seine Residenz in Hohenschwangau gehabt hatte. Sein Schlafzimmer in der alten Burg war, eigentümlich abstechend gegen die ausschweifende Pracht seiner neuen Schlösser, ganz in der früheren Einfachheit geblieben. Der kleine, sehr primitiv nachgeahmte Sternenhimmel über dem Bett hatte während der Nacht über dem schlummernden König geleuchtet, und als er dann ziemlich früh am Morgen aufstand — denn er hatte in der letzten Zeit seine Gewohnheit, den Tag zur Nacht zu machen, wieder aufgegeben —, schallte ihm ein lautes Zwitschern und Schmetternd der zahlreichen Kanarienvögel entgegen, welche hinter einem Drahtgitter in der Fensterlnische seines Schlafzimmers umherflogen.

Da stürzte unangemeldet, in höchster Aufregung, sein Leibkutscher Osterholz in das Zimmer und rief atemlos:

„Sie sind da, Majestät! Sie sind da!“

Der König zuckte zusammen.

„Wer ist da?“

„Die Herren aus München,“ rief Osterholz, „die Minister und andere.“

Der König stand auf.

„Es ist vorbei,“ sagte er, „alles vorbei. Alle Wege der Rettung, die sich mir zeigten, waren unmöglich. Es gibt ja wohl noch,“ sagte er, die Hand auf sein Herz pressend, „einen Weg, der all der Schande mit einem Male ein Ende macht.“

Er klingelte.

Mit verstörtem Gesicht trat der Kammerdiener ein. Der Schloßdiener Niall folgte ihm. Über sein treues Gesicht flossen Tränen.

„Ich will hinauf,“ sagte der König, „nach dem Sängersaal; ich will Abschied nehmen,“ fügte er düster hinzu.

Er ging hinaus nach dem Vestibül. Am Fuß der Treppe trat ihm Doktor von Gudden entgegen, ein fast athletisch kräftig gebauter Mann mit kurzem, grauem Haar und Vollbart, gedrunenem Gesicht und etwas tiefliegenden, unter der breiten Stirn hervorblickenden Augen. Der König richtete sich bei seinem Anblick in seiner ganzen Höhe auf und sah ihn voll wunderbarer Majestät an.

Doktor von Gudden verbeugte sich, durch die Erscheinung des Königs betroffen, tief, trat dann einen Schritt vor und sagte:

„Ich verhafte Eure Majestät im Namen des Prinzregenten!“

Zu gleicher Zeit eilten auf seinen Wink mehrere Sanitätsoldaten, die ihm gefolgt waren, heran und schlangen, von hinten herantretend, ihre Arme um die des Königs.

„Keine Gewalt!“ sprach der König, immer voll ruhiger Majestät. Die Sanitätsoldaten wichen zurück.

Der König bewegte sich nicht.

„Ich kenne Sie,“ sagte der König, den Doktor von Gudden scharf fixierend, „Sie sind kein Bayer. Ich habe Sie angestellt!“

Doktor von Gudden verbeugte sich.

„Sie können Sie mich für gesteskrank erklären,“ fuhr der König fort, „ohne mich gesehen zu haben?“

Ehe Gudden antworten konnte, sprach er weiter:

„Wie lange glauben Sie denn bei Ihrer Behandlung zu meiner Heilung zu bedürfen?“

„Das wird ganz davon abhängen,“ erwiderte Gudden, „wie Eure Majestät die ärztlichen Vorschriften befolgen werden. Zunächst habe ich die Bitte auszusprechen, daß Eure Majestät die Gnade haben mögen, mir zu erlauben, daß ich Sie nach dem Schlosse Berg begleiten darf; dort ist der beste Aufenthalt für die Kur.“

Der König blickte vor sich nieder.

„Nach Berg,“ flüsterte er ganz leise; „der See, die schwarze Schleiergestalt.“ Gut denn, ich bin bereit,“ fuhr er fort, „lassen Sie uns aufbrechen, aber,“ fügte er mit einem gebietenden Blick hinzu, „keine Gewalt. Ich werde mich allen Vorschriften fügen!“

„Die Wagen sind vorgefahren,“ sagte Herr von Gudden.

Er trat an die Seite des Königs, die Lakaien folgten, und an den tief sich verneigenden Lakaien vorbei stieg der König in den Hof hinab.

Gendarmen standen neben ihren Pferden und machten beim Erscheinen des Königs die Honneurs.

Ehe der König in seinen offenen Wagen stieg, reichte er dem schluchzend neben dem Schlosse stehenden Schloßdiener Niggel die Hand.

„Leb wohl, mein guter Niggel. Du siehst, es ist keine Rettung!“

Dann stieg er ein.

Er hatte seine volle Selbstbeherrschung und eine Ruhe, wie er sie seit Monaten nicht gezeigt. Sein Gesicht war aschfahl, seine Augen schienen gebrochen und bligten nur zuweilen in fieberhaftem Glanz auf.

Die Gendarmen sprangen in die Sättel. Ein Sanitätsoldat stieg auf den Bod des Königs, dessen Wagen Doktor von Gudden folgte.

So verließ der Zug den Schloßhof und bewegte sich langsam den Bergweg hinab. Überall unter den Bäumen standen Leute aus den Bergen, zornig bligten ihre Augen; sie schienen nur einen Wink des Königs zu erwarten, um hervorzubrechen und ihn zu befreien. Aber der König winkte nicht, er blickte starr vor sich hin, und nur, wenn die Häupter sich entblößten, dankte er durch huldvolle Handbewegung.

Auch in Hohenschwangau standen die Leute dicht gedrängt.

Vollnals grüßte weinend, und an einer Wendung des Weges rief der Buschmüller mit lauter Stimme:

„Gott segne und schütze unsern König, wie er die Wahrheit und das Recht gesüht!“

Schluchzen erkönte rings umher.

Da setzte sich der Zug in schnelle Bewegung und fuhr, eine Staubwolke aufwirbelnd, auf dem Wege nach Seeshaupt davon.

Schluß-Kapitel.

Die allgemeine Aufregung war in München nach dem Bekanntwerden der Vorgänge in Hohenschwangau nicht minder groß als in den Bergen, nur war sie in der Stadt noch bemerkbarer. Alle Parteien und Gesellschaftsklassen empfanden gleichmäßig ein betäubendes Gefühl schmerzlicher Teilnahme an dem entsetzlichen Schicksal, in welches das Verhängnis einen so herrlich veranlagten Fürsten getrieben, der sich niemals einen persönlichen Feind gemacht hatte und dessen Verirrungen selbst den Stempel eines erhabenen königlichen Ideals an sich trugen. Auf den Straßen drängte sich das Volk in Gruppen zu-

sammen; auf dem Bahnhof harrte eine unruhig bewegte Menge den Nachrichten entgegen, und wenn auch eine gewisse Beruhigung eintrat, als man vernahm, daß die Überführung des Königs nach Schloß Berg ohne Unfall vollzogen sei, so blieb doch die schmerzliche Bewegung dieselbe, und allgemein sah man in höchster Spannung dem Zusammentritt der sofort einberufenen Stände des Königreichs entgegen, deren Verhandlungen die überall erhoffte Aufklärung über die Natur und die nächste Veranlassung der gegen den König notwendig gewordenen Maßregeln bringen sollte.

Das politische Parteiinteresse schwieg fast gänzlich, denn auch diejenigen, welche mit der Regierung des Königs unzufrieden gewesen waren, standen im Augenblick zu sehr unter dem erschütternden Eindruck der tragischen Katastrophe, als daß sie an dieselbe unmittelbare, bestimmte Meinungen oder Hoffnungen hätten knüpfen sollen.

Die nächsten Tage waren in immer steigender Aufregung vergangen, die Mitglieder der Kammer kamen allmählich an, alle Welt sah mit der äußersten Spannung der Eröffnung der Sitzungen entgegen, welche volle Aufklärung über die erschütternden und noch mit dem Dunkel des Geheimnisses umhüllten Vorgänge bringen sollten. Die Nachrichten von Schloß Berg lauteten günstig; man erfuhr, der König habe sich willig der ärztlichen Behandlung unterworfen; aber dennoch wollte keine Beruhigung in die Gemüter eintreten. Es war ja kaum möglich, den König, den man als die Verkörperung des Ideals der Reinheit und Schönheit trotz all seiner Verirrungen zu betrachten gewöhnt war, sich in der Nacht des Irzsinns vorzustellen, aus welcher ihn nach der traurigen Überzeugung der Ärzte nur der Tod würde befreien können, da jede Heilung ausgeschlossen schien.

Es war ein trübes, schmerzvolles Pfingstfest in dem sonst so fröhlichen München. Ernst und schweigend gingen die Leute auf den Straßen oder standen in flüsternden Gruppen beieinander. Die öffentlichen Lokale waren zwar besucht, aber es herrschte keine Fröhlichkeit, und das einzige Gespräch bildete der arme König, über dessen Exzentrizitäten zwar mancher sich vordem unmutig geäußert hatte, für dessen erhehliches Unglück aber jetzt überall nur das eine Gefühl der tiefsten, ehrfurchtsvollsten Teilnahme übrig war.

Am 13. Juni 1886 traf die Todesbotschaft von Schloß Berg ein. Der König war allem irdischen Jammer entrückt worden. Sein ungezähmter, feuriger Geist, der wie ein wunderbares, unbegreifliches Flammenzeichen aus einsamer Ferne die verwunderte Welt überstrahlte, war erloschen in den kühlen Fluten des Starnbergersees, aus denen vordem schon oft dem Könige mahnende Schattengestalten gewinkt hatten. Von dem weinenden Volk begleitet, war der erlauchte Tote nach München gebracht und dort vor der Beisetzung in der Gruft

der Michaeliskirche, deren Uhr in der Sterbestunde zu so wunderbarem Totengeläut erklang, in der alten Schloßkapelle aufgebahrt worden. Vor dem schwarz verhängten Hochaltar stand unter einem bis an die Decke hinaufreichenden, von der Königskrone überragten Baldachin ein schräg gehaltener Katakalt, der das Parabett in Form eines Sarkophags trug.

Militärposten und Sendarmen bewachten die Eingänge, und Hausoffizianten regelten den Verkehr des Volkes, das in unzählbaren Massen

kam, um den geliebten König noch einmal zu sehen. Es fand eine ungeheure und unaufhörliche Leichenparade des bayerischen Volkes aus allen Provinzen vor seinem toten Könige statt, alle trugen Trauerkleider und Flor. Alle Standesunterschiede hörten hier auf — wahllos untereinander gemischt traten Kavaliere, Damen, Hofoffizianten und Würdenträger, geringe Beamten und Arbeiter zum Sarge des Königs, um unter kurzem Gebet einen letzten Blick auf das starre Antlitz des geliebten Toten zu richten. Man hörte keinen anderen Ton als das leise Schluchzen der Frauen, und unter den Männern blieb kaum ein Auge tränenleer.

Unter der Menge kam auch der Alisi Breitlinger mit der Maria Borischa. Der Alisi trug seine Uniform und sein eisernes Kreuz, und die Maria Borischa war in tiefer Trauer und hielt einen Strauß von blauen Enzianen in der Hand, und obgleich das eigentlich nicht erlaubt war, so legte sie die Blumen doch nieder unter die Topfwächse, welche den Katafalk schmückten.

Dann kam der Buschmüller; er blieb stehen zu Füßen des Sarges, blickte hinauf nach dem bleichen Gesicht des Toten und sprach ein stilles Gebet; dann richtete er sein Haupt mit dem weißen Haar hoch auf und sprach:

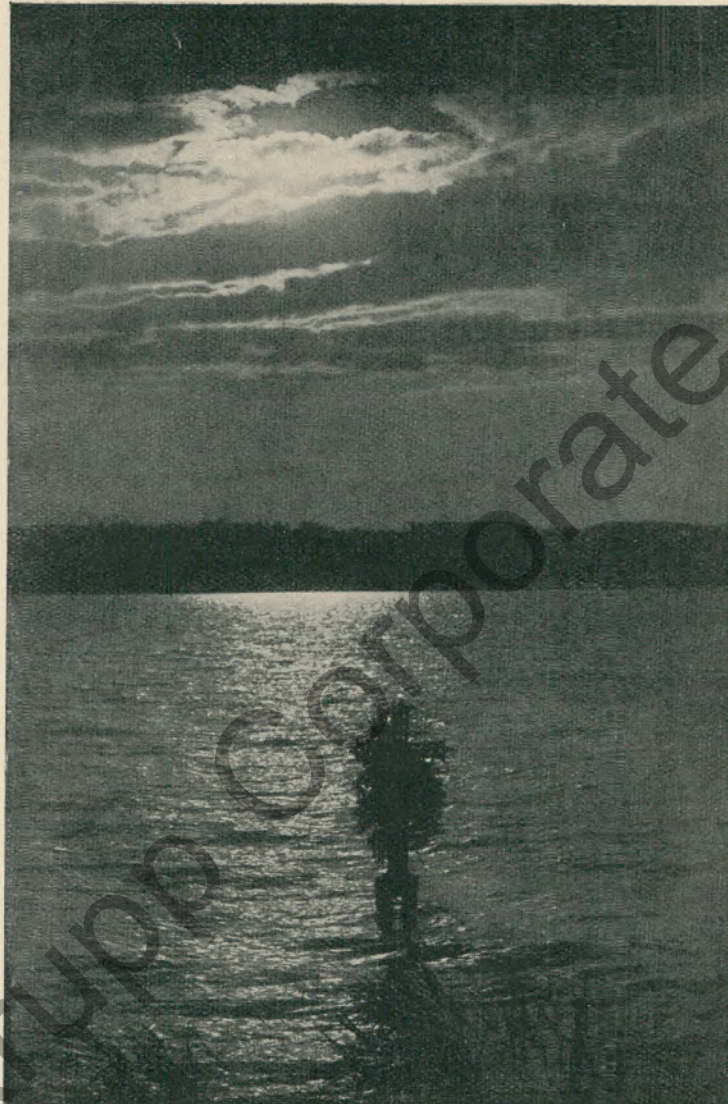
„Gott segne dich, mein Herr und König! Du hast das Recht geschützt und die Wahrheit gehört, du hast den Kaiser im Untersberg geweckt, daß er heraufgestiegen ist nach

langem Schlummer, ich zu freuen über des deutschen Reiches neue Herrlichkeit — unser trauer Herrgott wird auch dich dort oben erwachen lassen zur ewigen Freude!“

Er streckte segnend die Hand aus, dann schritt er weiter an dem Katafalk vorbei und folgte den übrigen.

Wohl war man rings um erstaunt über die Worte des alten Mannes, die man nicht verstand, aber sie waren ja gut gemeint gewesen und ein Segen für den Heimgangenen. Niemand fragte weiter, aber mit wehmütigen, freundlichen Blicken sahen alle dem Alten nach.

Schnell kehrten sie nach ihrem Gasthof zurück und fuhren heim nach Beuerwald, und als sie die Berge erreicht hatten, die des verklärten Königs Heimat gewesen, da löste sich der starre Schmerz in liebevolles, wehmütiges Erinnern, um ihr Heiligtum zu bleiben für ihr ganzes, künftiges Leben.



Gedenkreuz im Starnberger See, wo seinerzeit die Leiche König Ludwigs II. gefunden wurde.

Im Flugzeug über dem heiligen Lande

Von W. Debus



orweihnachtsstimmung. Man saß in Palästina. Mitten im Herzen des Heiligen Landes. Irgendwo zwischen Nazareth und Bethlehem. Dort, wo die weit geländete Ebene Esdrelon in die abgeschliffenen Hänge des

kahlen steinigen Berglandes von Samaria überschneidet.

Wie hatte man sich einst die Wanderung von Nazareth nach Bethlehem vorgestellt? Eine kurze Wegstrecke, einige Stunden Weges auf bequemer Straße vom Wohnort zur nahen Stadt, ohne besondere Schwierigkeiten. Am Morgen nicht zu früh aufbrechend, eine nicht zu kurz bemessene Rast zur Mittagsstunde, um in der Dämmerung am Ziele zu sein.

Und die Wirklichkeit? Schon der erste Flug dort unten von Damaskus über den unwirklichen Hauran quer durch Palästina nach Jerusalem hatte Zweifel wach werden lassen.

.... Aus dem Nachsinnen heraus wächst plötzlicher Entschluß, den der Fernsprecher weiterträgt: „Für morgen nachmittag 3 Uhr ist meine Maschine startbereit zu machen.“

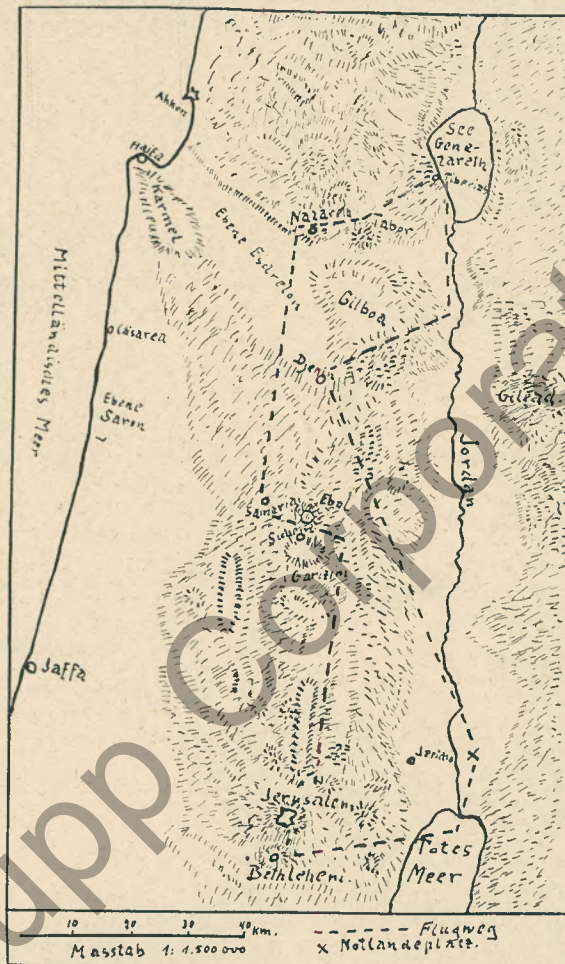
*

Unter einer Palmengruppe, am Rande des Flugplatzes, steht mein Albatros, ein kleiner schnittiger Einsitzer. Der Benzinvorrat reicht für drei Stunden. Ich kann also meinen Plan, in einem Rundflug über Palästina den

mehr als 100 Kilometer Luftlinie messenden Weg von Nazareth nach Bethlehem abzustreifen, ohne Schwierigkeiten ausführen.

Unmittelbar nach dem Start wende ich mich nach Osten und klettere über das Gebirge von Gilboa hinweg. Kahle Berg- hänge, abgerundete Steinkuppen, an den Rändern mit schwachem Graswuchs eingefast, hier und dort sich durchzwängende küm- merliche Rhododendronbüschel.

In langsamem Steigen über- winde ich die Höhen und gleite an ihrem steil abfallenden Ost- hang in das Jordantal hinab. In krausen Windungen frist sich sein Wasser durch abgeschliffenes Ge- stein. Rechts und links dehnt sich eben wie eine Tischplatte das graugrüne Ufergelände. Im Osten bricht jäh und unvermittelt aus der Ebene das Hochland von Gilead bis auf mehr denn tausend Meter. Flugaufwärts fliege ich nach Norden, auf den See Gene- zareth zu. Allmählich wird die Vegetation reicher, vereinzelte Eukalyptusbäume ziehen leuch- tend grüne Striche in die graue Fläche. Breittköpfige Palmen recken ihre Fächer über den Fluß- rand. Immer breiter dehnt sich der vor mir gelagerte See. Als der Südrand unter mir liegt, wende ich mich am Westufer ent- lang auf Tiberias zu, das, den schmalen Raum zwischen Steil- küste und See bis zum Äußer- sten ausfüllend, wie ein über- und nebeneinander geschachteltes Gewirr von weißen Lehmblöcken aussieht. Der Eindruck wird verstärkt durch die Bauart der arabischen Häuser, die mit ihren flachen



Die Südspitze des Sees Genesareth.

Dächern riesigen Steinwürfeln gleichen. Das runde Kuppeldach einer Moschee und ein von Palmen umsäumtes spitzes Minareth hebt sich seltsam daraus hervor und hält den Blick für Gedankenlänge gefangen. Ich biege nun wieder nach Westen, klettere langsam an den Berghängen empor, auf einen aus dem Hochplateau sich heraus-schalenden stumpfen Kegel zu. Der Berg Tabor. Gegenüber dem unwirtlichen Charakter seiner Umgebung setzt die Fülle von Grün, die sich an ihm heraufdrängt, in Erstaunen. Auf seiner abgeplatteten Ruppe in friedlichem Nebeneinander die überwucherten Ruinen einer Kreuz-fahrerfestung, eine griechische Kirche und ein Franziskanerkloster. Im Klosterhof winken zwei grau gekleidete Mönche.

Durch die nächste Ruppe noch halb verdeckt, schiebt sich eine neue Bergkette heran. Ein schroffer Felsenstrich; ganz oben, wie in das Gestein hineingeklebt, weiße Häuser: Nazareth.

Die „Wanderung“ von Nazareth nach Bethlehem beginnt. Ich drehe scharf nach Süden. Fast unmittelbar hinter den letzten Häusern fällt der Höhenzug scharf und unvermittelt ab zur Ebene Esdrelon. Eine weißgraue Serpentine klettert in abgerissenen Windungen an den Hängen abwärts.

Wie ein Strich zieht sich der Pfad durch die baumlose Niederung am Bergdorf Sunem, der Heimat Abigails, vorbei nach Süden, stundenweit, und ist doch ein geringer Bruchteil der Strecke nach Bethlehem.

Unter mir dehnt sich die große Walfstatt Palästinas seit mehr denn vier Jahrtausenden, auf der Philister, Ägypter, Midianiter, Juden, Kreuzfahrer, Römer, Sarazenen gerungen haben. Von rechts her glänzt die weite Fläche des Mitteländischen Meeres herüber. Wichtig schiebt sich das festgefügte Massiv des Karmel an die stumpf glänzende Küste.

Nach einer knappen Viertelstunde habe ich die Ebene Esdrelon übersprungen. Das Bild unter mir verändert sich. Eine kahle, steinige Gebirgsgegend hat die schwarz-erdige Fläche verdrängt. Das Bergland von Samaria. In krausen Windungen taucht der schmale Pfad bald unter dem rechten, bald unter dem linken Tragdeck auf. Aus der Vielheit der Berge reckt sich ein Regal, ge-

krönt von noch nicht ganz verfallenen Ruinen. Grün-umwucherte Säulen ragen in die Luft, ein wuchtiges Mauerwerk kämpft gegen den Verfall: Samaria.

Ich wende mich mit dem Weg unter mir nach Osten, fliege über der eingeschnittenen Talsohle auf das von den steil aufstrebenden Pfeilern Ebal und Garizim eng flankierte Sichem zu und biege über den weiß-leuchtenden Jakobsbrunnen wieder nach Süden. Allmählich habe ich 5000 Meter Höhe erreicht und übersehe das ganze Land vom Mitteländischen Meer bis zum Jordan, vom fernen Nazareth bis zu dem langsam aus dem Dunst herauswachsenden Jerusalem und der bleigrauschillernden Fläche des Toten Meeres.

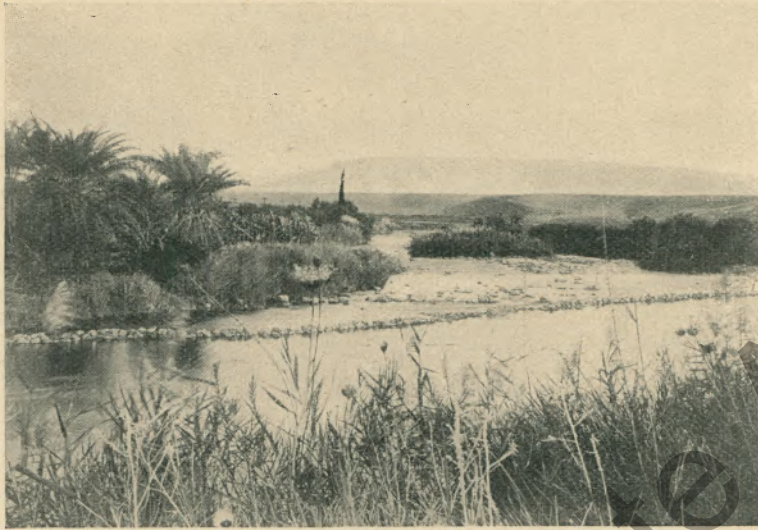
Immer breiter wird das Tal, durch das sich der Pfad entlang zieht. Die Berge treten zur Seite und lassen braungrüne Weideplätze frei. Die Umrisse der „hochgebauten Stadt“ wachsen allmählich reliefartig aus dem Gebirgslande heraus, rings eingefasst durch einen schmalen Mauerfranz. An der Ostseite, hart an der Mauer, ein weiter freier Platz mit einem Kuppelbau, der Fessendom. Einem schmalen Faden gleich schlingt sich der Kidron in einem tief eingeschnittenen Fessental um den Fuß der Bergplatte. Das südlich gelegene, an grünen Hängen terrassenartig ansteigende Bethlehem scheint aus meiner Höhe in unmittelbarer Nähe von Jerusalem zu liegen. Die Flugzeit von fünf Minuten, die ich benötige, um senkrecht über ihm zu stehen, verrät die Entfernung: zehn Kilometer Luftlinie.

Ein Blick auf die Uhr zeigt, daß eine Stunde seit dem Überfliegen Nazareths vergangen ist. Die Weglänge, bedingt durch die zu überwindenden Höhenunterschiede und die hierdurch er-

forderlichen Windungen, beträgt 150 Kilometer. Also auch für einen guten Fußgänger fünf anstrengende Tagesmärsche.

Ich habe mein Ziel erreicht. In ganz flachem Gleitflug ziehe ich abschwenkend auf das zur Linken liegende Tote Meer zu.

Nachdem der Motor eineinhalb Stunden hindurch mit ganz kurzen Unterbrechungen sein brausendes, ruheloses Sturmlied hinausgesungen hat, schwebte ich nun in un-



Am Jordan



Der See Genesareth aus der Vogelschau.
Ungefähr in der Mitte der auf dem ersten Bilde dargestellte Karawanenplatz.

endlicher Ruhe dahin. Immer unwirtlicher formt sich das Gebirge. Anstatt runder Kuppen zerrissene Bergspitzen ohne jede Vegetation. Schmale, tief eingezackte, von Westen nach Osten verlaufende Seitentäler. Alles in einheitlicher, gespenstisch wirkender schiefergrauer Tönung. Das Tote Meer liegt in einem unendlich weiten Bergkessel eingebettet wie flüssiges Blei in einer irdenen Schale mit ausgebrochenen Rändern. Unweit des Nordufers, am Wege von Jerusalem zur Jordansfurt, ein paar niedrige Lehmhütten: Jericho. Allmählich überschneiden die hinter mir aufwachsenden Bergspitzen die „hochgebaute Stadt“. Mein Höhenmesser zeigt 200 Meter unter dem Meeresspiegel und noch immer schwebe ich in geraumer Höhe über dem Jordan. Die scheinbare, auch mich auf den ersten Blick in Erstaunen setzende Paradoxie löst sich bald: das Tote Meer liegt fast 400 Meter unter dem Meeresspiegel.

Die Sonne hängt bedenklich dicht über den Bergen. Ungefähr 20 Minuten hat das Herabgleiten aus 5000 Meter Höhe gedauert. Eine lange Rauchfahne von verbranntem Öl zeichnet meinen Flugweg in die klare Luft bis weit über die Berge hin. Vorsichtig schiebe ich den Gashebel nach vorn, mir plötzlich meines Leichtsinns bewußt werdend, der in einem so langen Gleitflug ohne zeitweiliges Laufenlassen des Motors liegt.

Ein kurzes, unwilliges Knallen, eine dicke Ölwolke und — mein Motor steht. Viel Zeit zum Überlegen bleibt nicht. Das vor mir liegende Jordanufer ist für eine Notlandung wie geschaffen, eben wie ein Brett auf Kilometerweite.

Ein kurzes, unwilliges Knallen, eine dicke Ölwolke und — mein Motor steht.

Viel Zeit zum Überlegen bleibt nicht. Das vor mir liegende Jordanufer ist für eine Notlandung wie geschaffen, eben wie ein Brett auf Kilometerweite.

Die Maschine streift über das hohe Gras hin, rollt, steht, irgendwo zwischen Samaria und Judäa, unweit von Jericho, schätzungsweise 50 Kilometer vom Flughafen entfernt.



Tiberias.

fall durch räuberische Beduinen, Feugier von Schakalen und ähnliche europafremde Überraschungen, lassen trotz gewisser abenteuerlicher Regungen zum Entschluß kommen: Wenn die Maschine in Ordnung zu bringen ist — Rückflug!

Es glückt. In der letzten Dämmerung wird gestartet, im Jordantal hochgeklüffelt, und dann geht's nach dem Kompaß und in einer die Bergspitzen nicht mehr gefährdenden Höhe in ungefährer Richtung auf den Flughafen zu. Eindeutig angenehm ist das Gefühl keineswegs, als das allmähliche Aufleuchten des Leuchtzifferblattes auf meinem Kompaß und der rotglühende feuerspeiende Auspufftopf meines Motors merken läßt, wie dunkel es inzwischen geworden ist.

Von weither fröstet sich eine rote Leuchtkugel in das raumlose Schwarz. Mein Stern von Bethlehem. Man erwartet mich. Nach zehn Minuten bin ich über dem Platz, kurz darauf mit Hilfe von Leuchtfeuern glücklich gelandet.



Über dem Bergland von Samaria.

Ich rechne: Bis zum völligen Einbruch der Dunkelheit ist es höchstens noch eine halbe Stunde. Ebenso lange dauert das Herausnehmen und Reinigen der verbrauchten Kerzen. Ich habe also im günstigsten Falle die Wahl zwischen einer Nachtlandung und einer einsamen Weihnachtsfeier im Jordantal unter den Flügeln meines Märchenvogels. Die verschiedenen hiermit verbundenen Möglichkeiten, wie Über-



Jerusalem aus 3000 Meter Höhe.

Auf dem freien Platz in der Mitte der Felsenstadt.

Der Dank für den Zuruf meines herbeieilenden Monteurs: Fröhliche Weihnachten! kommt von Herzen. Ob ich im Jordantal auch dazu Veranlassung gehabt hätte? Vielleicht! — Vielleicht auch nicht.

Weitab vom Werkeltag.

Von Carl J. Luther.

Post um Post muß erledigt werden; — höflicher, jedoch höchst unnützer Besuch setzt sich mitten in die Diktat hinein; — in eine endlich erratete Mußestunde für produktive Arbeit schrillt das Telephon, grauer Alltagsnebel legt sich lähmend auf die Nerven; — es war Donnerstag, nun ist's Freitag und ich soll — ja, was soll ich nicht alles; und nun muß ich noch einen ganzen Berg von Zeitungsausschnitten durchgehen. Du lieber Gott! was wird da jetzt alles zum Lobe des Winters geschrieben. Die Leute sind ja rein närrisch. Auf den Kopf gestellt haben sie die Welt. Wieder das Telephon: „Wie? Ja, ja, ich verstehe schon — es schneit. Hab' ichs wirklich vergessen? Nein, heute nicht mehr — ich kann, ich mag, — nein, ich will nicht mehr — drei Tage Geduld, bitte — ja, in drei Tagen, dann bestimmt.“

Es ist ja nicht möglich. Es ist ja bloß Mode. Müde und abgerackert, grauer

Alltagsmüß voll flieh' ich die Stadt. Aus der Großstadt heraus trägt der Bahnzug über düstere, nebeltriefende Ebenen und durch rauchige Industrieneister, von Arbeit und Pflicht, auch Höflichkeitspflicht abgehekte Menschenkinder den Bergen zu. Dämmerung und Nacht sinkt hernieder, düstere Dunkelheit qualmt aus den Tälern und Wäldern, bis vom Zielbahnhof aus ein müder Schlitten die letzte Fahrt ins Bergdorf besorgt. Rings Nacht und

Schweigen. Wochenmüß und Heß irrlichtert durch hastig hekende Träume.

Auf einmal steht wunderbar hell vor den Fenstern ein Funkeln und Sprühen, Licht, blendendes Weiß, Sonne, die millionenmal widerblitzt aus Kristallen. Durchs hastig aufgerissene Fenster schaut samtblauer, unergründlicher Äther. — Weiß, ganz weiß, ganz rein ist draußen die Welt: Das Verjüngungswunder des Winters, das Wunder, das auf einmal, in stillen nächtlichen Stunden als Schnee-



Waldesille.

Phot. C. J. Luther.

fall über die Erde kommen kann, ist da und wie ein Wunder empfindet es der Tieflandmensch, der aus dumpfiger, feuchter und lichtloser Niederung in die sonnige Höhe verschneiter Bergländer versetzt ist. Ich sehe es ringsum funkeln und leuchten, sehe reinstes Licht, den ganzen Glanz des Sternenhimmels über die Erde gebreitet, Schnee, — „schöner Schnee, der du aus Gottes Reichtum bist“, das schönste Kleid der Erde in Himmels Höhen gewoben, und — nun ist alles wieder gut, alle Mühs hat ein Ende, vergessen sind sechs Tage hastiger Arbeitsmüh und — recht haben sie, tausendmal recht, die den Winter lobpreisen, und recht tun alle, die nun seit Jahren immer mehr und mehr aus den Städten und aus den Tälern flüchten, um auf den Bergen, da er in unseren Breiten kein Freund der Täler ist, die Herrlichkeit des Winters zu sehen.

Alles wandelt sich, einmal muß auch aus Haß Liebe werden. Wir haßten alle einst den Winter, nun tut's uns gut und ist uns notwendig, daß wir ihn lieben dürfen.

Der Schneeläufer hat ihn entdeckt. Denn der Schneeschuh kam einst in die Welt, um auf sich den Menschen vor allzuviel Schnee flüchten zu lassen. Er ist sozusagen die Schöpfung des Winters selbst, wesensverwandt mit ihm. Und so kann keiner sagen, auch wenn er droben in den Bergen hundert Jahre alt wurde, er kenne den Winter, wenn er ihn nicht als Schneeläufer sah und kennenlernte. Bis einer als Fußgänger sich so weit in winterliche Bergeinsamkeit hinaufgemüht hat, daß ihre Pracht zu sprechen beginnen kann, sind seine Sinne zu müde, diese Sprache zu verstehen. Doch der leichtbeschwingte Schneeläufer bleibt frisch für diese, mindestens den mitteleuropäischen Menschen vollständig neuen Eindrücke.

Er ist ein Höhenwanderer. Was wir symbolisch mit dem Begriff der Höhe verbinden, Fortschritt, Aufwärtstreben, über den Dingen sein, das alles, das Schweben über den Dingen, ist sein ureigenes Element.

Überdies will er stets „ganz auf der Höhe sein“, auf Bergkämmen wandern und auf Gipfeln ruhen, und das alles ist lehtes Endes nichts anderes als Streben und erfülltes Sehnen nach Licht, nach mehr Licht, wissend, oder vielleicht auch nur dumpf ahnend, daß alles Leben vom Lichte kommt. Mit sportlichem oder modischem Anreiz allein läßt sich die großartige, alle Bevölkerungsschichten

umfassende Entwicklung des Schneelaufes nicht erklären. Auch die eigenartige Schönheit der Winternatur, in welcher der Schnee alle Härten gebrochen und alles auf große Linie und Form gebracht hat, ist allein nicht lösend genug. Aber die volle Befriedigung unseres Sehns nach Licht, nach Reinheit und nach Wärme, die wir infolge der häufigen Temperaturumkehr auf Bergeshöhen beim Winterwandern finden, das sind mächtige Triebkräfte. Das haben schon die Pioniere des Wintersportes

vor 30 Jahren erkannt, und seitdem geschieht viel Verarbeitung für die möglichst vollstümliche Verbreitung des Schneelaufes im Hinweis auf die gesundheitlichen Vorteile des Aufenthaltes in der Höhenluft, die von der Sonne durchglüht, vom Schnee gefiltert allein auf Schneeschuhen erreichbar ist, wenn unten in den Niederungen wochen- und monatelang ungesunde Feuchtigkeit und düstere Nebeldämmerung liegt. Immer mehr drängt dieses Sehnen nach der Sonne den Schneelauf auch in das Frühjahr hinein. Wenn unten in den Städten das ungesunde Übergangswetter herrscht, liegt oben der meiste Schnee des Jahres. Ostern ist z. B. in Norwegen „hohe Schneelaufzeit“, weil dann die Sonne länger und wärmer scheint und der nasse Firnschnee die besten Eigenschaften hat. Auch bei uns im Alpengebiet, im Erz- und Riesengebirge, ist der Schneelaufverkehr im Frühjahr und zu Ostern meist stärker noch als zu Weihnachten.

Wertvoll ist also schon der Anmarsch zu den sonnigen Höhen, doppelt wertvoll aber die Fahrt über dem Nebelmeer der Tiefe, wenn die Sonne da oben strahlender als im Sommer zu sein scheint und das tat-

sächlich auch ist, weil alle ihre Strahlen von dem blendenden Schnee wieder in die kühle würzige Höhenluft zurückgeworfen werden. Es gibt kein von allen Seiten so stark wirkendes Lichtbad wie eine Skifahrt auf den Höhen unserer Berge, und alles, was wir an Ersatz dafür geschaffen haben, Quarzlampen und künstliche Höhensonne, bleiben schwach gegen die unerschöpfliche Kraftquelle der reinen Sonnenstrahlen, die uns durch den Schneeschuh auch im Winter erreichbar sind und ungekrüßter und reiner niederstrahlen, je höher wir ihnen über die Dunst- und Staubschichten der Erdatmosphäre entgegengehen können. Dort oben strahlt die Sonne in einer Schönheit, von der sich der stets an die



Weihnachtsbäume.

Phot. G. J. Ruther.

Stadt und an die Niederung gefesselte Mensch keinen Begriff machen kann.

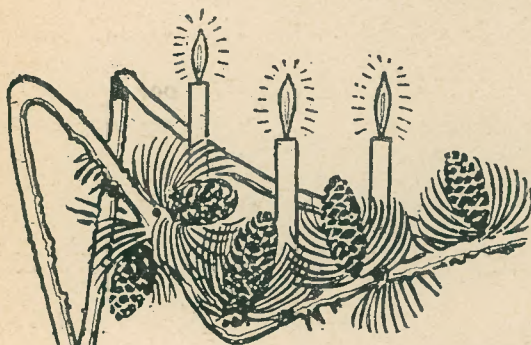
Wir, die wir in der gemäßigten Zone wohnen, dem Nordpol näher als dem Äquator, sind Sonnensucher, können gar nichts anderes sein, und als solche sind wir vor allem immer die eifrigsten Südländ- und Italien-



Der Höhe zu.

Phot. G. J. Luther.

fahrer gewesen. Ahnungslos fuhren wir früher in den Talgründen und Bergtiefen der Alpen an den Sonnengebieten unserer Zone vorbei. Nun sind sie entdeckt und nun kann unsere Sonnensehnsucht selbst in grauer Winterzeit im Heimatland ein Höhenwanderer sein weitab vom Werkeltag.



★
Weihnachts-
abend.
★



Malierung von L. Heinrich.

Bavaria-Verlag München.

Tiefes Schweigen im weiten Raum,
Das Dorf so still, als läg's im Traum,
Weiße Decke auf Baum und Strauch,
Aus den Hütten steigt blauer Rauch,
Dunkel wird es im Feld.

Funkelnd vom Himmel der Sternenschein,
Orgelklang in dem Kirchlein klein,
Weihnachtskerzen in jedem Haus,
Kinderjubiläum schallt froh heraus:
Christkind geht durch die Welt.

R. H.

Leewer Ehr ohn' Scheep as Scheep ohn' Ehr!

Ein Ausschnitt aus dem Roman „Die versunkene Flotte“ von Helmut Lorenz.

So kam der 13. März heran. Wieder hatte Friß nur ausweichende Antworten von den spanischen Hafenbehörden bekommen. Gedrückt saß er mit dem Ingenieur und Wachoffizier im Hotel „Moderno“ beim Mittagessen. Von allen Seiten wurde man höhnisch bekrittelt, ... dort drüben feierte die englische Kolonie, darunter der französische Konsul.

Da, ... eine spanische Ordonnanz:

„Die deutschen Offiziere und Mannschaften sofort an Bord vom Submarino!“

Die drei sprangen auf, ... jetzt gilt es!

In der Werft kam der spanische Admiral Friß Kämpf entgegen:

„Señor comandante, zu meinem Bedauern muß ich mitteilen, daß Sie mit Ihrem Boot und der Mannschaft unter französischer Begleitung nach Brest fahren werden!“

Der Deutsche nagte an der Unterlippe:

„Und was soll jetzt mit dem Boot geschehen, Excelencia?“

„Ich habe Befehl gegeben, daß U D 84 zunächst ins Dock geht, damit sich der Franzose von der Seefähigkeit überzeugen kann,“ kam es unsicher zurück.

Aha! Dachte sich Friß, ihr habt Angst, daß wir uns doch nicht so ohne weiteres fügen, er legte die Hand an die Mühe:

„Estoy á la órden de Su Excelencia!“ —

Friß Kämpf stieg an Bord. Seine Leute waren trotz der kühlen Märzluft im weißen leichten Paradezeug. Stramm ihre Haltung, als Rord Roewer die fünf Mann zur Stelle meldete.

Die spanischen Offiziere an der Raimauer taunten: „Sind das dieselben Matrosen, die in Deutschland Revolution machten?“

Nun stand der Kommandant auf dem Turm.

„Haben Sie den Leuten gesagt, Oberleutnant Wolters, was es heißt, entgegen unserem bisherigen Plane, am hellen lichten Tage aus diesem Kriegshafen auszulaufen?“

„Jawoll, Herr Oberleutnant!“

„Und was sagen sie?“

„Versenken!“

Friß Kämpf ging das Herz auf, ... er sah über die Menge, die dem Manöver des Bootes zuschaute und darauf wartete, daß sich auch hier ein deutsches Kriegsschiff in das Joch begab. ... Nein! ... Ein solches Schauspiel sollt ihr Spanier nicht erleben!

„Leinen los!“

Die Maschinen gehen an, langsam dreht das Boot in dem engen Werftbassin. Jetzt macht es Fahrt voraus, steuert auf die Mitte des offenen Docks zu, ... hinein in die Schmach?

Da ... zwei scharfe helle Kommandos vom Turm!

Hart drehend krängt das Boot nach Backbord.

Die Zuschauer an Land werden unruhig, die Masse drängt näher.

„Ruder liegt hart Backbord! Beide Maschinen gehen äußerste Kraft voraus!“ lautet die Rückmeldung.

Jetzt fährt das Sehrohr hoch aus mit der flatternden deutschen Kriegsflagge, der Flagge, die bei so vielen Unternehmungen wehte ... Draußen winkt ihr Freiheit und Ehre ...

Nur drei Leute auf dem Turm, Kommandant, Wachoffizier, Rudergänger ...

„Nicht umsehen! Vorwärts!“ Hinter ihnen tobt die wilderregte Menge ... Die Motoren knattern. Milchiger Gischt wirbelt am Bug auf, rauscht die Bordwände entlang, im schäumenden Strudel peitschen die Schrauben.

Unter Deck stehen die anderen sechs in der Zentrale, an den Motoren, da, wo früher 25 Mann waren. Aber sie schaffen es ... Der Ingenieur Vohz horcht, ... seit langem wieder erklingt das Lied der Dieselmotoren, im rasenden Takt, rein und hell, ... das Boot drängt hinaus zu seinem Ehrengabe.

Die wilde Jagd tobt weiter vorbei an „Rio de la Plata“, dem Wachtschiff.

Was ist das?! ... Schießen denn die Spanier nicht?!

Rord Roewer steht am Ruder, dreht sich um und weist lachend mit dem Daumen hinüber:

„De dinkt woll, wü moßt ierst mol so'n lütte Probe-fahrt?“

Und wahrhaftig! Auch die andern Schiffe salutieren! Warum auch nicht: grüßt ihr nur immer unsere deutsche Kriegsflagge!

„Sie sind noch immer nicht im Bilde hier draußen!“ sagt der Wachoffizier.

„Nicht zu früh jubeln!“

Sirenengeheul im Hafen! Ein Alarmschuß! Jetzt wird es lebendig an Bord der Panzer ... Ernst wird es jetzt! Wenn wir nur erst die Hafenausfahrt hätten!

Die Minuten dehnen sich ...

Da ein Schuß ... gleich noch mehr ... Achteraus Granatausschläge ... „Rio de la Plata“ schießt ... Don José! ... Nicht umsehen, vorwärts!

Wenn nur nicht auch die Forts feuern! Dann sind wir verloren.

Über dem Hafen lagert schwarzer Qualm ... Torpedoboote machen Dampf auf. Da jagt schon eins von ihnen heran, ... just T 44.

„Zu spät, Don Antonio!“

Die tolle Flucht durch die enge Einfahrt gelingt, dicht unter den bemoosten Mauern der Forts vorbei. Jetzt feuern auch die Batterien auf den Höhen. Donnernd bricht sich der Widerhall an den Bergwänden. Aber die Landzunge an Backbord verbirgt das Boot; das Feuer schweigt.

Eine hohe, aber ruhige Dünung steht, das Boot stoppt dicht unter Land. Gelotet werden 36 Meter. Tief ist das Grab und sicher.

„Klar zum Versenken,“ meldet der leitende Ingenieur dem Kommandanten. Feucht schimmern die Augen.

Ja, klar zur letzten Tauchfahrt! Sollst nicht verrotten im Feindesland, tapferes Boot! Grüß die treuen Toten da unten; doch erzähle nichts von deutscher Schande!

Nun stehen sie stumm, Mann und Offizier, und schauen still über die weite wogende See, ... schauen zurück ... T 44 ist heran.

Durchs Sprachrohr ruft Don Antonio, seine Stimme überschlägt sich vor Aufregung:

„Umkehren! Zurücklaufen!“

Fritz Kämpf legt die Hände an den Mund:

„Niemals!“ klingt es trotzig zurück.

Jetzt steht Don Antonio ein Boot aus. Ist der Kommandante da drüben denn toll geworden? ... Will er in den Grund geholt werden?

Der deutsche Wachoffizier Wolters fährt zum Spanier hinüber, klettert auf die Brücke, meldet sich an Bord:

„Mein Kommandant läßt fragen, ob wir uns hier im spanischen Hoheitsgebiet befinden?“

„Naturalmente!“ antwortet Don Antonio ärgerlich; er hatte etwas anderes erwartet.

„Dann wird mein Kommandant sein Ehrenwort nicht verletzen, wenn er jetzt U D 84 versenkt!“ Der Deutsche reckt sich, „ich habe Auftrag, dies zu melden!“ Nun hebt er die Hand. Auch drüben heben sich Hände: „Verstanden!“

„Alle Mann aus dem Schiff! Versenken!“ ruft Fritz Kämpf.

„Hart unten“ stehen die Tiefenruder. Ingenieur Voss hat die Tanks und alle Ventile geöffnet, ein gefährlich Stück; kaum kommt er davon.

Von Menschenhand verlassen, toben drunten weiter die Motoren äußerster Kraft hinab.

Don Antonio sieht, wie die Bugsee bei dem Submarino

höher schwillt. Das wird ihm zuviel! Das Boot soll und muß in den Hafen zurück, lautet der Befehl!

Da richten die empörten Spanier Gewehre und schießen ... knietief schon stehen die Deutschen im Wasser.

Drüben strömen die schäumenden Wogen über Deck, schießen in die geöffneten Luken hinein; nur der Turm ragt noch hervor.

Drei Hurras brausen zum Himmelsblau. Die Spanier senken ihre Gewehre aus Achtung vor deutscher Vaterlandsliebe! Don Antonio wischt sich die Augen ...

Umgeben vom Ring der Schwimmer gräbt sich UD 84 tiefer in sein Grab, ... sinkt ... sinkt. Scheidend grüßt noch einmal die Flagge.

Gierig gurgelt die See. Im Totekampfe richtet sich das Boot steil auf und taucht jäh weg.

Die Spanier drüben haben die Mützen abgenommen, die Offiziere salutieren ...

Da wirft sich Rord Roewer auf den Rücken:

„Nu könnt wü wedder iehrlich in de Sünne tieken!“

Alle werden gerettet.

Fritz Kämpf macht Don José Meldung.

Der bleibt dienstlich; doch seine Augen sprechen:

„Mejor honra sin barcos, que barcos sin honra!“

Zwei Lausbuben.

Von Heinz Steguweit.

Wenn auch der große Kaiser Napoleon zu Wien einen Frieden verschrieb, daß die Bürger zusammengedrückt wie Schatten und weinend über das Pflaster am Graben huschten: Was so echte, rechte Buben waren, mit neunzig Grad Trutz im Gesichtel, gar den Schall mit hundert klingelnden Schellen im Nacken, die piffen sorglos in den blauen Himmel, denn was die Franzosen anging, gelt, so wirdens eh wieder fortgehn, wie's halt auch herkommen san! —

Da brütete denn der hochgelahrte Hornbrillenmagister Franz Xaver Schönberger auf dem Rathederl vons Seminar zu Sankt Barbele, stützte das verhärmtete Gesicht in die Fäuste und zuckte bei jedem Trommelwirbel jach zusammen, der unten über d'Gassen stolperte, wo General Rapp seine Füsilier sammeln ließ, daß sie in Tirol den sakrisch verfluchten Hofer vom Iselberg schössen.

Und Franz Xaver Schönberger hatte ganz die Lektion seiner Lateinstunde vergessen, als ihm drei dicke Tropfen von den Augen fielen, als er über die matt behauchten Brillenscheiben wegblinzelte und im scheuen Flüsterton zu seinen Seminaristen sagte: „Selt, ihr Bub'n, ihr versprecht mir halt all z'sammen einmal starke Soldaten zu wern, daß ihr mal nachholt, was der Herzog Karl veräumt hat!“ —

Da nickten ihm die fünfzig Struwelköpfe der Lausbuben kräftig bejahend zu, nur einer kitzelte unverwandt in seinem Schreibheft herum, und sein Nachbar malte summend dicke Notenpunkte, also daß Franz Xaver Schönberger leise, wie ein Panther auf Filzsohlen, vom Rathederl schlich, dem einen seine frisch skizzierten Weaner Madeln, und dem andern seine hüpfenden Notenpunkte derart um die erschreckten Ohren zu schlagen, daß die ganze Seminarklasse zusammenfuhr wie ein Rudel Lämmer vor dem Peitschenknall:

„Natürli, 's Morizl muß eh wieder Figurn malen, und der Bertl Franz baut Notenpunkte, nee — aus euch werden eh Zigeuner, aber nie nit rechte Männer fürs Vaterland, nee, nie nit.“

Damit zog er beide an den blau gezwickten Ohrläppchen hoch, spedierte sie aus dem Zimmer der Klass'n hinein ins muffige Arresthäuserl, wo die zwölfjährigen Künstler nach Herzenslust ihren malerischen und musikalischen Leidenschaften obliegen konnten.

Indessen paukte Schönberger seinen Lieblingen den bellum gallicum getreulich weiter in die dampfenden Köpfe, bis, ja, bis ein Gesang, melodisch so reich an Sehnsucht, aus dem Flur klang, just an der Stelle, wo die Tür zum Arresthäuserl vor einer halben Stunde zornig ins Schloß gedonnert wurde. Da floß es mit weichen Knabenstimmen aus den Spalten und Ritzen:

„Sah ein Knab' ein Röslein steh'n,
Röslein auf der Heiden ...!“ —

Schönberger hielt inne, und mit ihm spitzten seine verbliebenen achtundvierzig Seminaristen die heißen Bubenohren.

„Sakrisch,“ schluckte Schönberger und wurde fast wehmütig vor dem Sang, „sakrisch, dös san de Arrestanten, der Morizl und der Bertl Franz!“ —

Dann ging er hinaus aus der Stub'n, horchte im Flur, legte mild die brennende Ohrmuschel auf die Tür zum Arresthäuserl, begann schier weich und wund zu werden vor dem Liedel und konnte nicht anders, als die Tür leise öffnen und sagen:

„Kommt, Morizl, und du, Franzl, kommt wieder 'nein in die Klass'n und paßt eh gut auf, hernach könnt ihr wieder malen und komponieren, aber gelt, werdet gute Soldaten!“

Die Buben nickten und kamen zurück, und mögen sie auch keine Flinten und Säbel hernach getragen haben: Was der eine malte und der andre in Liedern der Ewigkeit verschrieb, gelt, sie haben damit doch deutsch und echt wider das Welsche gefochten!

Ja, der Morizl Schwind und der Franzl Schubert, diese Lausbuben!

Erinnerungen an Adolf v. Menzel.

Von Professor Hanns Fechner, Mittelschreiberhau i. R.

Voll hoher Bewunderung gedenkt das deutsche Volk eines seiner größten Künstler, des Malers Adolf v. Menzel, geboren am 8. Dezember 1815 zu Breslau, gestorben zu Berlin im Jahre 1905, am 9. Februar. Seine Knabenjahre verlebte er in seiner Geburtsstadt, um dann in Berlin vom 15. Jahre an sich in unermüdlicher Arbeit hinaufzukämpfen zu einer Höhe als Künstler, die auch das Ausland neidlos anerkennt. Seine Bilder aus der friderizianischen Zeit, insbesondere die „Tafelrunde zu Sanssouci“ und das „Abendkonzert“, dessen Originale – wie noch viele andere – in der Berliner Nationalgalerie zum ewigen Denkmal ihren Platz haben, zeigen, wie es einem kongenialen Künstler möglich war, eine vergangene Zeit in Bildern wieder lebendig werden zu lassen. Von gleicher naturalistischer Wahrheit beseelt sind aber auch seine Genrebilder, sind seine Schilderungen aus dem Volks- und Arbeitsleben, vor allem das monumentale „Walzwerk“, das den Titel „Cyklopen“ erhielt, eine wundervolle Darstellung der farbenprühenden Arbeit im Vorsig-Gießwerk, auch eine Zierde der Nationalgalerie.

Vorbildlich in Selbsterziehung und strenger Disziplin war mir immer der Altmeister Menzel, und ich erinnere mich dankbar an meine Berührungspunkte mit ihm während meiner Studienzeit.

Es können über 40 Jahre her sein, als ich in dem damals weltabgelegenen, wunderschönen Gebirgssörtlein Garmisch in den bayrischen Alpen meine Studienmonate verbrachte. Man wird sich vorstellen können, welche Aufregung bei mir und meinen Kameraden herrschte, als es hieß, Menzel sei angekommen und zu längerem Aufenthalt im „Hufaren“ abgestiegen. Nicht nur, daß Menzel uns als das Vorbild eines Meisterkünstlers galt, sondern wir verehrten in ihm vor allem auch den eisernen Arbeiter, der nach seinem Wahlspruch: „Nulla dies sine linea“ keine Minute des Tages unbenuzt für die Kunst vorübergehen ließ. Wir glaubten uns ehrlich mit unsern Studien tagsüber abgemüht zu haben, wenn wir müde und matt von der Arbeit heimkehrten, während die letzten Sonnenstrahlen die Gipfel des Wettersteingebirges goldig und rot aufleuchten ließen. Wie oft traf dann der eine oder andere von uns Menzel noch in irgendeiner malerischen Ecke, im Halbdunkel hockend, dabei, die heimlichen Schatten der hereinblauenden Nacht noch schnell festzuhalten, ein Bild unermüdlichen Fleißes und Interesses an allem, was Auge und Hand imstande sind, wiederzugeben. Welche Freude erst, als der Meister, dem wir uns abends etwa in der vornehmen Gaststube des „Hufaren“ oder in der gemütlicheren unserer guten dicken Lammwirtin beigefallen durften, uns aus dem unerschöpflichen Born seiner Kunstanschauungen kosten ließ. All seine Weisungen gipfelten in dem: „Arbeiten und wieder arbeiten“, dem Zauberwort seiner Kunstschöpfungen. So empfahl er uns eindringlich als ausgezeichnete Übung den Versuch, nach vollbrachtem Tagewerk vor dem Zubettgehen noch schnell die reizvollsten Eindrücke des Tages festzuhalten. Anfangs würde es Schwierigkeiten bereiten, aber durch unausgesetzten, unermüdlichen Fleiß könne man ein Resultat erreichen. Er habe es zeitlebens so gehalten. Bei uns blieb es natürlich bei dem guten Willen, die einzelnen Versuche als tägliche Übung einzubürgern. Die Jugend verlangte ihr Recht, und wir

hielten es lieber mit den Gebirglern und ihrem Tanz und Gesang. Darum konnten wir gleich einem Bauern jodeln, konnten Schuhplattl tanzen, und wenn es auf schwieriger Bergfahrt ein tolles Wagestücklein galt, so waren wir sicher in den ersten Reihen. Menzel konnte nicht singen, auch nicht tanzen. Dafür konnte man ihn aber oft einmal mitten im Gewühl aufjauchzender Jugendlust und Tanzesfreude einem Felsen gleich stehen sehen, ungeachtet gelegentlicher unbeabsichtigter Knüffe und Püffe, um das lustige Treiben in sein Skizzenbuch zu bannen.

Menzel war sehr kurzichtig und brauchte eine altmodische Lorgnette oder ein handliches Opernglas zum Ausgleich, scheinbar ein Nachteil, doch ein Vorteil für die Art seines Schaffens, denn er hatte sich notgedrungen darauf einüben müssen, nach dem Modell nicht nur mit dem vergleichenden Auge, sondern auch mit Zuhilfenahme seiner Vorstellungskraft zu arbeiten. Der ungeheure Vorteil, den er hierdurch vielen Künstlern gegenüber hatte, wird einleuchten, sobald man sich klar macht, wie man gewöhnlich durch unausgesetztes Vergleichen zwischen Modell und Bild zum Resultat gelangt. Menzel konnte ebenso arbeiten, daß er Modell und Bild nicht immer zum Vergleiche unmittelbar nebeneinander brauchte. Es liegt auf der Hand, welche unglaubliche Gedächtnisübung hierdurch entstehen mußte. Unter ähnlichen Bedingungen fallen Künstler sehr oft ins Konventionelle, indem sie die einmal erlernten Formen immer wieder anwenden. Nicht so Menzel. Er schützte sich vorher dadurch, daß er selbst bei der kleinsten Falte eines Rockärmels immer wieder vor die Natur ging, und mit äußerster Treue das, was sie ihm jedesmal bot, aufzeichnete. Ihm war alles, was er zeichnerisch oder malerisch wiedergab, an sich reizvoll. Und selbstverständlich mußte ihm bei dieser Treue und Objektivität des Sehens all und jedes Ding als etwas Neues in der Wiedergabe erscheinen, auch wenn er es schon hundertmal gezeichnet hatte. Man verfolgte einmal auf den Tausenden von Zeichnungen und Studien von ihm, mit welchem Eifer er danach strebte, scheinbar momentane Bewegungen, wie z. B. das Zupacken und Greifen einer Hand, lebendig und charakteristisch darzustellen. In Garmisch erregte an einem lustigen Tanzabend das Radschlagen eines jungen Schuhplattltänzers sein besonderes Interesse. Er machte sich sofort ans Zeichnen. Wir haben gezählt: Achtzigmal mußte der Sennhub ihm dicht vor der Nase das Radschlagen wiederholen, indes der Meister mit dem größten Eifer in einer Reihe von schnellen Skizzen das Aufstellen der Hände während des Turnstückleins aufzeichnete. Später einmal skizzierte er dann eine ganze Reihe von Vollfiguren in der Bewegung des Radschlagens geneigt, aufspringend, stehend, kopfüber, kopfunter.

Man kann sich vorstellen, wie ein Künstler durch diese Art des eingehenden und genauen Studierens die größten Feinheiten in den Bewegungen festzuhalten lernt. Mit Recht hat man darum seinerzeit von den in der Luft bewegten Fahnen auf seinem Einzugsbilde behauptet, sie seien so richtig wiedergegeben, wie sie nur die photographische Augenblicksaufnahme festhalten könne. Selbstverständlich muß man Menzels Fähigkeit, das pulsierende Leben in allen Feinheiten der Bewegungen so wieder-

zugeben, wie eben nur er es konnte, viel höher einschätzen, denn hiermit hängt ja das engste Verständnis für den Organismus und für die folgerichtige Bewegung in den Formen zusammen.

Vor allem aber war es die Freude an der absoluten Ehrlichkeit, die ihn immer wieder zwang, auf diese einzigartige Weise zu arbeiten, die diesem Wahrheitsfucher allein eignete und ihn den besten der alten deutschen Maler ebenbürtig an die Seite stellt.

Ton, Stimmung, Farbenwirkung sind Dinge, die man entweder individuell empfinden muß oder aber, wenn die Fähigkeiten nicht ausreichen, als jeweilige Mode von andern übernehmen kann. Durch eisernen Fleiß allein aber kann man das Verständnis für den organischen Zusammenhang bekommen und durch eifriges Studium erlernen, wie Formen und Bewegung zusammengehören. In dem Verständnis des Organismus beruht die Kenntnis des Aufbaus, und dieser Kenntnis allein ist ein monumentales Wirken und Schaffen in der Kunst möglich.

Es ist daher begreiflich, daß Menzel, der so ernsthaft arbeitete, bei Beurteilung von Kunstwerken den allerhöchsten Maßstab anlegte und unerbittlich in seinen Forderungen war. Am unerbittlichsten aber war er gegen sich selbst. Auch davon habe ich ein Beispiel erlebt. Es war nach den Garmischwochen. Da veranstaltete der bekannte Kunstmäzen Adolf Thiem eine Festgesellschaft zur Feier seines Erwerbs von Menzels „Das Ballouper“. Das Kunstwerk stand prachtvoll beleuchtet da und wurde von allen mit Begeisterung genossen. Die Zeit zum Beginn des Mahles war mittlerweile fast herangekommen. Nur der Ehrengast fehlte noch: Menzel. Pünktlich zur Essensstunde erschien er. Aber die Freude auf die leiblichen Genüsse war arg verfrüht, denn der Alte sekte sich, ohne von jemandem Notiz zu nehmen, vor sein Bild und begann es zu betrachten, schweigend, mit grimmigem Gesicht. Die Minuten verstrichen. Die Viertelstunden verstrichen. Niemand rührte sich. Er hätte können die Mägen knurren hören, wenn er noch etwas anderes gehabt hätte als Augen. Augen, die auf das Bild starteten, die hin und her und auf und ab wanderten, als sähe er's zum ersten Male. Endlich wagte dann doch der Gastgeber eine schüchterne Erinnerung, Menzel drehte sich zu ihm ärgerlich herum und sagte: „Stören Sie mich doch nicht! Nichts ist so wichtig, als wenn man seine Arbeit einmal an fremdem Ort und in anderer Beleuchtung studieren kann. Man findet dann vieles, was man anders hätte machen sollen.“ Ich mußte lachen, als mir diese Geschichte erzählt wurde, weil mir sofort Menzels Garmischer These einfiel. Da hatte er sich uns gegenüber nämlich einmal bezüglich des Innehaltens regelmäßiger Mahlzeiten geäußert. Wir Jungen hatten die Ansicht, daß man die ausgezeichneten Mahlzeiten der Lammwirtin auf keinen Fall auslassen dürfte, während sich Menzel sehr oft sein Mittagmahl abends nachservieren ließ. „Wer ist der Herr? Menzel oder der Magen?“ — also der Meister.

Und dann das andere, das mit seinem „Marktplatz von Verona“. Das für mich bedeutsame kleine Ereignis taucht so lebendig vor mir auf, als wäre es erst heute geschehen. Der Altmeister hatte in Garmisch eine Anzahl von Studien gemacht, die er dann später zu seinem Bilde, der „Marktplatz von Verona“, verwenden wollte. Mich hatte er aufgefordert, ich solle mir dann das Bild bei meinem Besuche in Berlin ansehen. Mit welcher hohen Freude, aber auch mit wie großer Ehrfurcht machte ich mich eines schönen Tages zu einem Besuch des Meisters auf den Weg. Denn schon, daß er mich überhaupt zu einem Be-

suche aufgefordert hatte, mußte mir als eine hohe Ehre erscheinen, war doch darin zu gleicher Zeit eine Anerkennung meines künstlerischen Schaffens für mich enthalten. — Eine erwartungsvolle Viertelstunde verbrachte ich vor der Ateliertür, bis der Meister mir, nach seiner Gewohnheit, endlich öffnete. Nach einer langen Betrachtung durch seine Lorgnette, mich von den Füßen bis zum Kopf musternd, brach er plötzlich in die Worte aus: „Aha, Fehner, nun wie geht es in München? Kommen Sie herein!“ Und er führte mich direkt in sein Atelier.

Während seiner eindringlichen Fragen über das Kunstleben in der Isarhauptstadt hatte ich Gelegenheit, vor allem sein kolossales Schlachtenbild aus der friderizianischen Zeit, das die eine Ateliervand vollständig bedeckte, anzusehen. Es war unvollendet — und ist es bis zu seinem Tode geblieben. Die Beherrschung so großer Flächen lag ihm bei seiner Kurzsichtigkeit doch wohl nicht, er hätte sonst diese Aufgabe sicher einmal zu Ende geführt. — Meine Blicke wanderten weiter über eine Unmenge von bestaubten Gipsabgüssen, über Waffen, unordentlich durcheinander geworfene Uniformstücke, über Hunderte von Studien und gefüllten Mappen, und tiefe Ehrfurcht überkam mich vor diesem gigantischen Fleiß, vor dieser machtvollen Arbeitskraft. Endlich aber sah ich das Bild, die „Piazza d'Erbe“, den Marktplatz von Verona, den er mit der Staffelei ins Licht gerückt hatte. Unzählige dazu gehörige Studien waren beiseite gestellt, damit sie die Totalwirkung des Bildes nicht störten. Welch fröhliches Gewimmel von bewegten Figuren, von Licht und Schatten auf der Leinwand! Einzelne von ihnen begrüßten mich als gute Bekannte aus seinen Studien im Jahre vorher. Und dennoch — bei aller Vollendetheit des Bildes — irgend etwas fehlte mir daran. Was war denn das nur? Ich hatte mich in das Bild hineingeschaut und schaute mich nun wieder heraus. Von meiner vorjährigen Reise durch Oberitalien stand mir der Marktplatz von Verona noch frisch im Gedächtnis. Die Sonne — die glühende Sonne über dem wirklichen Bild, die mir noch in der Erinnerung leuchtete, und auf mir brannte —, die fehlte hier. Hatte der Meister es wirklich nicht gesehen? Hatte er sie nicht empfunden? Unmöglich, er hatte sie eben nicht herausbekommen. Diese Erkenntnis bedrückte mich, war mir fürchterlich unangenehm. Und als ich den verehrten Meister mit dem wunderbar ernststen Schadel, in seinem alten Flauschrock, ein Halstuch lose umgeknüpft, vor seinem Werke stehen sah, entschlüpfen mir die Worte: „Es ist ganz wundervoll — so sonnig!“ Sowie ich sie ausgesprochen hatte, schämte ich mich dieser törichten Lüge, die einem Manne, wie Menzel, dem Ehrlichkeitsapostel gegenüber, herzlich dumm wirken mußte. Langsam und jedes Wort betonend, entgegnete er: „Nein, das ist es nicht!“ — Mir war scheußlich zumute. — Hätte ich gesagt: „Mir erscheint es nicht sonnig genug,“ dann hätte er, weil meine Bemerkung ja richtig war, wohl gebrummt, aber doch mit befriedigendem Knurren gesagt: „Das ist es auch nicht!“ Doch so mußte er mich für einen Wortmacher, der zum Munde redet, oder für einen schlechten Kritiker halten. Und wie stolz war ich immer darauf gewesen, das rechte Wort an rechter Stelle zu sagen!

Oftmals sah in späterer Zeit der kleine Meister nächtlicherweile wie ein Alb auf meinem Bett, mit den Füßen die Worte auf meine Brust trommelnd: „Das ist es nicht! Das ist es nicht! Das ist es nicht!“, bis ich entsetzt aus dem Schlafe emporfuhr und mir nochmals gelobte, ich wolle in allen Lebenslagen bei der Ehrlichkeit bleiben.

Deutsche Erfinder und Entdecker bei der Arbeit.



Professor Dr. Friedmann bei mikroskopischen Untersuchungen

Der Erfinder des Heil- und Schuttmittels der Tuberkulose, Professor Dr. Friedrich Franz Friedmann, der den amtlichen Lehrauftrag für Tuberkulose-Bekämpfung an der Universität Berlin innehat. Durch Massenimpfungen mit dem Friedmannschen Mittel wurden kürzlich wieder große Erfolge erzielt: In einer ungarischen Stadt von 50 000 Einwohnern wurde durch an 7000 Personen vorgenommene Friedmann-Impfungen die Tuberkulose-Sterblichkeitsziffer in kurzer Zeit laut amtlichen Feststellungen um 30 Prozent herabgemindert. Man erwartet in naher Zukunft dafelbst völlige Ausrottung der Tuberkulose.

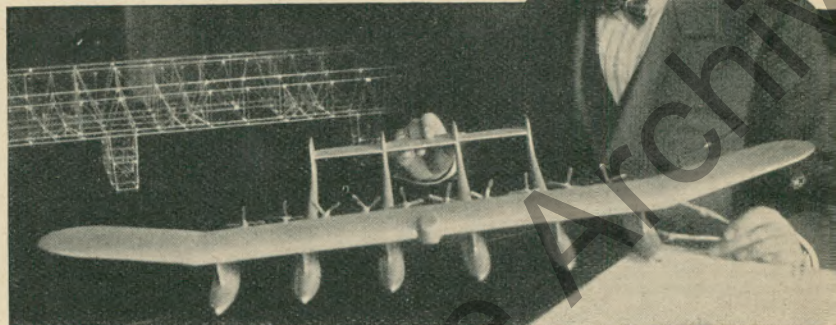


Professor Dr. F. Haber bei gaschemischen Versuchen.

Der Name des Professors Fritz Haber ist durch die Entwicklung auf dem Gebiete des Aufschlusses von Stickstoff bekannt geworden. Denn die Arbeitsweise, die die Badische Anilin- und Sodafabrik in den Leunawerken und in Oppau in gewaltigem Ausmaß benutzt, geht auf die Versuche zurück, die er 1908 und 1909 über den Gegenstand angestellt hat. Während der letzten Jahre hat er sich besonders mit dem Gold im Meerwasser beschäftigt. Seine Ergebnisse haben die Behauptung von dem gewinnbaren Reichtum des Meeres an Gold, die seit 30 Jahren immer wieder in der wissenschaftlichen und technischen Literatur erscheint, endgültig abgetan.

Ingenieur Dr. E. Rumpler bei der Arbeit an dem Modell des Transocean-Flugzeuges.

Ingenieur Dr. E. Rumpler ist als erfindungsreicher Konstrukteur seit langem über die Grenzen Deutschlands bekannt geworden. Man kennt ihn als den Schöpfer des ersten populären Flugzeuges, der berühmten Rumpler-Taube. Dann schaffte er das Tropfenauto. Kürzlich trat er wieder stark in der Öffentlichkeit hervor mit interessanten Plänen für ein neuartiges Transocean-Flugzeug größten Stils zur Beförderung von 150 Reisenden im Tragboot und einer 30köpfigen Besatzung. Seine allerneueste Erfindung ist ein neuartiges Auto mit Vorderradantrieb und vier freischwingenden Achsen, das einen Hauptantriebspunkt der Berliner Automobilausstellung bildete.



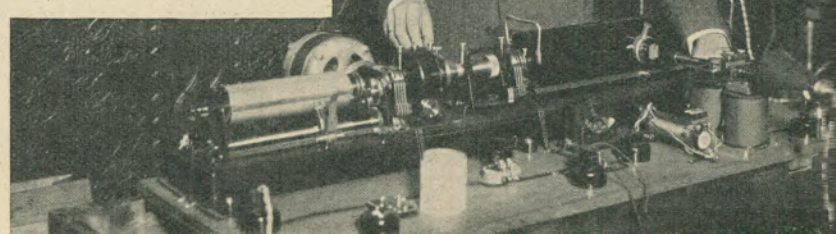
Dr. h. c. Graf von Arco, Techn. Direktor der Telefunken-Gesellschaft für drahtl. Telegraphiem. b. V.

Graf Arco kam als Assistent von Salg mit der drahtlosen Technik schon 1898 in Berührung und ist seit der Gründung der Telefunken-Gesellschaft deren technischer Leiter. Von seinen zahlreichen Erfindungen sind die wichtigsten: der erste brauchbare Wellenbrecher (1904), Verbesserungen an den Löscher-Sendern und vor allem an den Frequenzmodulern mittels gleichstromgeleiteter Eisen. Hierauf beruhen die Hochfrequenz-Maschinen der Großflotten Stationen, deren betriebssichere Arbeitsweise für den deutschen drahtlosen Verkehr entscheidend gewesen ist. Die Universität Straßburg hat ihm deswegen 1916 den Ehrendoktor verliehen. Die Ausnutzung der von Liebmanns Hörfrequenz-Erfindungen durch die deutsche Industrie ist in erheblichem Grade seinen Bemühungen zuzuschreiben.



Der Erfinder der Bildtelegraphie Prof. Korn mit dem neuen Teleauto-graphen Lorenz-Korn-Apparat.

Professor Dr. Arthur Korn, der Erfinder der elektrischen Fernphotographie, dem die telegraphische Übertragung von Schwarz auf Weiß in Rekordversuchen gelungen ist. Er hat Bilder von hochaktuellen Ereignissen in wenigen Sekunden von Berlin nach New York gefahlet. Die von Professor Korn hergestellten Übertragungen über Leitungen mit dem Kornschen Empfangsverfahren stellen bisher die besten und raschesten Übertragungen auf wirkliche Entfernungen dar. Die elektrische Fernphotographie ist dadurch bereits in das Stadium der praktischen Verwendung getreten. Zur Zeit beschäftigt sich Professor Korn hauptsächlich mit dem Problem des Fernsehens und hat auch auf diesem Gebiet schon sehr achtbare Erfolge erzielt.



Zeit im Bild.



Düsseldorf — an der Ruhr

Photofest.

Die neue Stadthalle in Düsseldorf an der Ruhr.

Das monumentale Bauwerk ist nach den Plänen der Architekten Pfeifer und Großmann errichtet.



Photo Scherl.

Kraftwerk „Barberine“ im Kanton Wallis (Schweiz).

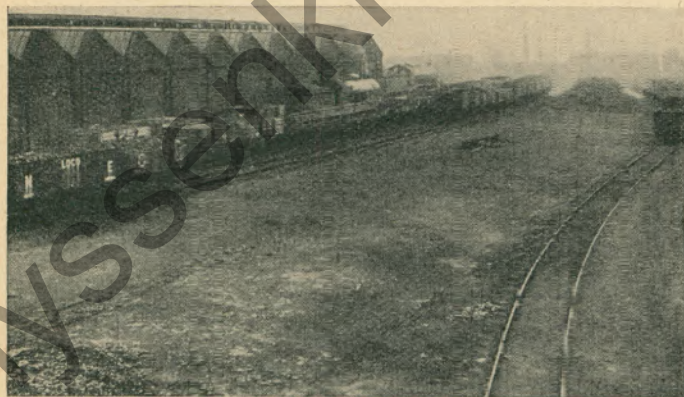
Unser Bild zeigt die malerisch von hohen Gletschern eingerahmte Talsperre. Über dem zerklüfteten Grund erhebt sich die riesige Staumauer.



Photo Scherl.

Die Witzung des englischen Bergarbeiterstreiks.

Die Kohlenreorder der North Eastern Railway (große englische Bahngesellschaft) bei Beginn des Kohlenstreiks am 1. Mai 1926



... und im November 1926

Photo Scherl.

Rechts: Alexander von Kryha. Der Erfinder einer neuen Chiffriermaschine, deren Kombinationsmöglichkeiten nur durch eine dreißigstellige Zahl ausgedrückt werden können.

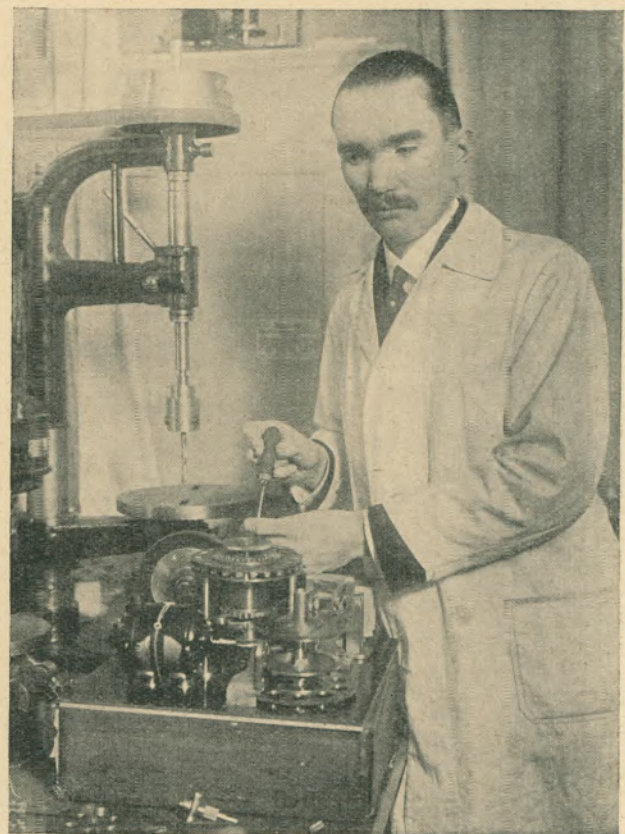


Photo Wolter.

IX/40

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr.

„Dorothea Angermann.“ Ein Schauspiel von Gerhart Hauptmann.
Uraufführung im Kleinen Haus, Düsseldorf.

Der Gedanke, daß 17 große Bühnen Deutschlands und Deutschösterreichs nichts Besseres zu tun wußten, als dieses seltsame Wesen, „Dorothea Angermann“ genannt, gleichzeitig aus der Tausche zu heben, erschütterte.

Eine böse — oder unterrichtete? — Zunge neben mir behauptete, alle Bühnen hätten den unbekannten Sprößling eines bekannten Vaters unbesehen zur siebzehnteiligen „Ur“-Aufführung erworben; nur Breslau habe die Rage seinerzeit nicht im Sack kaufen wollen. Da Hauptmann diese für den größten deutschen Dichter unerhörte Zumutung empört zurückgewiesen habe, sei der verschlossene Sack von Breslau „dankend retourniert“ und von Düsseldorf unbesehen „dankend akzeptiert“ worden.

Sollte die Geschichte — was mir nach der nunmehr erfolgten pflichtschuldigen Bekanntheit mit Dorothea sehr zweifelhaft erscheint — nicht wahr sein, so ist sie zweifellos gut erfunden.

Man weiß eigentlich nicht, was man mehr „bewundern“ soll: die Selbstverständlichkeit, mit der sich ein derartig wertloses Stück Zugang auf den Brettern verschafft, die in ihrer Vielzahl wirklich die deutsche Theaterwelt bedeuten, oder den Mut, mit dem der angeblich „größte deutsche Dichter“ — literarischer Adel verpflichtet, Herr Hauptmann! — seine Vaterstadt zu diesem geistigen Sprößling zu bekennen wagt.

Um von vornherein klar zu sehen: Es soll kein Wort der Kritik an die Unglaubwürdigkeit der Handlung verloren werden, die durch die inzwischen erschienenen verschiedenen Bepreisungen der gesamten deutschen Tagespresse als hinreichend bekannt vorausgesetzt wird. Immer und zu jeder Zeit wird es junge Menschen geben, die stürzen, und alte, denen ihre peinlichst gepflegte Hand zu schade ist, um den Gestürzten, und sei es auch das eigene Kind, aus dem Staube zu heben. Und nicht selten und zu allen Zeiten ist es vorgekommen, daß ein Gramm Verschulden mit einem Zentner Leidenmüssens des in Schuld Verstrickten aufgewogen wurde.

Es soll weiter nicht der geringste Anstoß genommen werden an dem fast auf die Minute zusammen treffenden Besuch der einstigen Dorothea Angermann aus Liegnitz — weiland Kochlehrerling im Schwarzen Bod zu Bornwiese — mit ihrem liebenden und geliebten einstigen Eheanwärter Dr. Herbert Pfannschmidt aus Bornwiese, auch wenn dieses Zusammentreffen in Meriden, einer x-beliebigen Stadt irgendwo jenseits des großen Teiches, erfolgt. Das sind Möglichkeiten, Zufälle, Bestimmungen, an denen das Leben reich ist; wenn man sich auch im Drama des Gefühls nicht ganz erwehren kann, sie sind hier konstruiert, um den dritten, vierten und fünften Akt der Lebensgeschichte der „unglücklichen“ Dorothea überhaupt zu ermöglichen.

Was schärfste Kritik herausfordert, ist etwas ganz anderes: die Unglaubhaftigkeit, Unehrlichkeit, Hohlheit und phrasenhafte Verlogenheit aller Personen, einzig ausgenommen den einigermaßen sachlich gezeichneten Schuft Mario Mallonee, im Hauptberuf Verbrecher, im Nebenberuf Ehegatte, Zuhälter und — Geliebter der Titelheldin. Der Gehalt des Stüdes an geschwollenen, Hintertreppenromanen übelster Sorte entlehnten Satzgebilden und Gedanken, „splittern“ ist, an Hauptmanns bisherigen Werken gemessen, so beispiellos, daß man — zuweilen — das Gefühl hat: Gerhart Hauptmann hat eine Parodie auf die Courths-Mahler oder eine mißlungene Satire auf die Verlogenheit des XIX. Jahrhunderts im allgemeinen und der Dorothea Angermann im besonderen oder — ein Kinostück schreiben wollen.

Aber gegen eine derartige Vermutung sprechen soviel berechnete Zweifel, daß man trotz aller Anerkennung und Bewunderung früherer Werke zu dem Ergebnis kommt: Gerhart Hauptmann hat inzwischen der Courths-Mahler sehr viel abgesehen. Vielleicht hat er das Gefühl, dadurch gewonnen zu haben. Ich bedauere, dieses Gefühl nicht aufbringen zu können. Literarischer Adel verpflichtet — und zwar ohne Rücksicht auf die siebzehnfache Uraufführungstantieme blindwütiger Dramaturgen, die sich um einen berühmten Namen reißten.

d.

Düsseldorfer Schauspiel. In die Berichtszeit fielen einige Uraufführungen von sehr verschiedenem künstlerischen Format. Erstens „Wibbels Auferstehung“ im Stadttheater, eine Komödie von Hans Müller-Schlösser, ein stark lokales Ereignis, das wir bereits kurz anmerkten, und Franz Werfels dramatische Legende „Paulus unter den Juden“ im Schauspielhaus, die für den Dichter und Dramatiker keine Erweiterung bedeutet. Die echt komödiantische Angelegenheit des „Schneider Wibbel“ ruht auf der herrlichen Zuspitzung, daß Wibbel seiner eigenen „Leich“, seinem Begräbnis zusieht. „Wibbels Auferstehung“ hat diesen Gipfel innerer Komik nicht zu verzeichnen, sondern hier entwickelt sich alles logisch aus dem Gewesenen. Diese Auferstehung zehrt von der „Leich“ aus des Wibbels erster Teil. Damit ist eigentlich schon alles gesagt, denn jetzt werden die früheren

Nebensachen, das Beiwerk, die Anekdote zur Hauptsache. Dialekt, Wortwitz und der anheimelnde Zauber des Milieus aus der Franzosenzeit vor hundert und mehr Jahren werden selbständig wirkende Bestandteile an dem Handlungsfadchen, das den totgesagten und begrabenen Schneidermeister Anton Wibbel unbedenklich mit allen Mitteln ins Komödiendasein zurückzuziehen unternimmt. Eine vergnügliche, unterhaltende Angelegenheit ist darum Müller-Schlössers Stücklein doch geworden, und das liebe Publikum, das mehr entscheidet als alle Vernunft, ging von Anfang an, wie in Düsseldorf auch nicht anders zu erwarten war, mit, so daß ein freundlicher Erfolg, der der nicht einmal besonders schlagkräftigen Aufführung beschieden war, zu verzeichnen ist. Von dieser Auferstehung zum Begräbnis des Dramatikers Werfel ist literarisch ein weiter Sprung, aber die dramatische Legende „Paulus unter den Juden“ bewies doch, wieviel dem Dichter an wirklichem dramatischen Instinkt fehlt, der großartige Historienbilder entwirft, sprachgewaltige Kartons schafft und dabei im Drama über die kleine Individualskizze nicht hinaustommt. Als Abschluß eines Christusdramas wäre das Werk, das im Zeichen der Kulturwende von Judentum und Christentum, also zwischen religiösen Untergangsstimmungen und schmerzvollen Geburtswehen steht, verständlich, Paulus würde als der erste große Verwirklicher der christlichen Heilsbotschaft angekündigt, aber das eigentliche Paulusdrama (Saulus — Paulus) liegt vor diesem Stück, ebenso wie das Schicksal der jüdischen Religion im Christusdrama tragisch vorauslebt ist. Was Werfel gibt, sind rethorische Debatten, ist dialogisierte Geschichte, historischer Anschauungsunterricht, getragen vom großen theatralischen Gepränge und einer auch nur scheinbaren Wortwucht, in der es nicht an Gemeinplätzen fehlt. Die Aufführung hielt die Intensität nur bis zur Schädelfröhe durch, dann zerflatterte sie in Einzelheiten. In Köln ging gerade von den beiden Schlussbildern die stärkste Wirkung und innere Spannung aus. Ginsberg und Greid bewiesen ihr großes Schauspielertum. Werfel, der anwesend war, ist uns in seinen ersten Gedichten (Der Weltfreund) und in seinem liebevollen Einlegen für Verdi in seinem Roman wesentlich als in seinen Bühnenstücken.

Dr. St.

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Bei einer Probe des „Fliegenden Holländer“ ist die ursprünglich vorgesehene Darstellerin der Senta — Frä. Lilly Breig — von einem bedauerlichen Unfall betroffen worden. Beim Absturz ins Meer brach sie beide Füße. Es ist zu wünschen, daß die Künstlerin — ein schätzenswertes Mitglied unserer Bühne — bald wieder ihrem Berufe, an dem sie mit Leib und Seele hängt, nachgehen kann. — Der Spielplan der letzten Wochen bot in der Oper kein einziges neueres Werk. Einige Pläne in dieser Beziehung scheinen sogar auf unbestimmte Zeit verschoben worden zu sein. Auch die Zahl der Neueinstudierungen war nicht sonderlich groß. Sie beschränkte sich auf zwei deutsche Werke: Wagners „Holländer“ und Mozarts „Entführung aus dem Serail“. Obwohl bei beiden die Wiedergabe von sorgfältiger Arbeit zeugte, war das Ergebnis doch nicht voll befriedigend. Bei Wagner lag es daran, daß die Regie (Prof. Alexander d'Arnals) mehr das Musikdrama als die Oper betonen wollte und trotzdem mitunter völlig in den Bereich der alten Opernschablone hineingeriet. Am meisten litt hierunter der zweite Akt. So wurde die Ballade der Senta — der geistige Mittelpunkt des ganzen Werkes — dadurch um seine Wirkung gebracht, daß der vorrückende Chor die Aufmerksamkeit viel zu sehr auf sich lenkte. Auch das Duett zwischen Senta und dem Holländer war ebensowenig genügend von visionärer Stimmung erfüllt wie die Cavatine des Erik. Wenn durch solche Hemmnisse, die durch den klangentstellenden Schalldeckel über dem Orchester noch wesentlich gesteigert werden, der Kapellmeister (Rudolf Schwarz) nicht alles lösen kann, wie er es möchte und wie es gewünscht werden muß, so kann man ihn hierfür wirklich nicht zur Verantwortung heranziehen. Um die Wiedergabe der „Entführung“ war es leider ähnlich bestellt. Dieses Kronjuwel echten musikalischen Humors fordert von allen Mitwirkenden ein Höchstmaß an Stilgefühl. Nun war es aber sehr verwunderlich, daß ein so feinspüliger Regisseur wie Dr. Friedrich Schramm sich nicht nur in der Wahl der Darsteller-Sänger mehr als einmal vergriffen hatte, sondern daß er mitunter gar die Musik durch Überwuchern der szenischen Einfälle eher schädigte als unterstützte. Und wenn Hugo Balzer auch noch so fein kammermusikalisch musizierte, so muß doch alle Schönheit der Mozartschen Musik zugrundegehen bei einem humorlosen Osmin, der zudem seine gewaltigen stimmlichen Mittel nicht zu bändigen vermag. Hoffen wir, daß damit die „schwarzen Tage“ unserer Bühne endgültig vorüber sind!

Wie Hans Weisbach Pfiffners romantische Kantate „Von deutscher Seele“ Klang werden ließ, war geradezu bewundernswert. Denn bei aller Hochachtung vor dem imponierenden Können und der verhaltenen Innerlichkeit des Komponisten darf man doch nicht verkennen,

daß hier ein Leckes an Blutwärme fehlt. Und daß der Dirigent diesen Mangel auszugleichen vermochte, war eben das wahrhaft Beglückende an der Wiedergabe. Ganz erstaunlich ist es, wie der Chor unter seinem neuen Führer seine Leistungen in jeder Beziehung steigert. — Das zweite Orchesterkonzert bot einen ausgezeichneten Überblick über die Vorklassiker und Klassiker. Auch hier zeigte der Dirigent überall, daß er sich stets mit innerlichster Überzeugung in den Dienst des Kunstwerks stellt. Eine Haydn'sche Sinfonie als Abschluß eines Konzertes ist stets ein erquickendes Labfal für jeden — ganz gleich, welchen musikalischen Glauben er hat.

Aus der Anzahl der Solistenabende kann nur ein kleiner Teil besprochen werden. Zunächst ein abschreckendes Beispiel: Richard Tauber — in allem und jedem den vom Publikum über die Maßen verwöhnten Operntenor verratend — singt einen ganzen Abend lang nichts anderes als Opern- und Operetten-Arien. Die sicherlich schöne Stimme wird technisch durchaus nicht einwandfrei behandelt. Doch was macht das! Das Publikum ist begeistert, von neuem begeistert, wenn im Nachbarsaal Grammophone laut „sein Lob verkünden“. Wie sympathisch wirkt demgegenüber ein starker und strenger Gestalter vom Range eines Ludwig Müllner — trotz aller Unzulänglichkeiten der Stimme. Eine der herrlichsten aller Stimmen besitzt unstreitig Dufolina Giannini. Daß sie aus dem „Mutterlande des Gesanges“ kommt, verrät nicht nur die klangliche Pracht, sondern auch die vollendete stimmliche Kultur. Und wenn nun diese Ausländerin gar deutsche Lieder singt, so erfreut außer all der scheinbar mühelos ausgestreuten Schönheit auch die tiefe Empfindung, die ein ebenso großes Wunder ist wie diese auf dem Gebiet vornehmster Gesangkunst fast vereinzelt stehende Erscheinung.

C. H.

Dortmund. Die Zahl der im verflossenen Monat stattgefundenen musikalischen Veranstaltungen war groß und es fehlte natürlich auch nicht an mittelmäßigen Darbietungen. Besonders hervor traten jedoch die Sinfoniekonzerte des Städtischen Orchesters unter Wilhelm Siebens bewährter Stabführung.

Im ersten gab es u. a. eine Neuheit: Die „Tanz-Suite“ von Béla Bartók. Es ist eine Vollblutmusik von barbarischer Kraft des Rhythmus und schäumenden Temperaments, aufregend und fortziehend. Die rhythmisch wuchtige Melodik ist der Volksliedweise des Ungarischen entnommen oder nachgebildet, mit scharfen Kontrasten der Tempi und Instrumente. Zwischen primitiven Tänzen, die atemlos wirbeln, ertönt immer wieder ein weiches, lyrisches Ritornell. Ein Stück mit wunderbaren Naturstimmungen, zartesten Mondscheinkoloriten der geteilten Geigen, des Klaviers, der Harfe und elegischen Bläserklagen hebt sich zwischen den stampfenden, orgiastisch-berauschenden Tänzen heraus. Die Wirkung unter Siebens raffiger Deutung war stark.

Das zweite Konzert wurde ebenfalls mit einer Neuheit eröffnet: Paul Klehls „Sinfonietta in E-Moll für großes Streichorchester“ (op. 7). Das dreißigjährige Werk steht auf gesund-moderner Basis und zeigt bei ungemein differenzierter Rhythmik eine blühende Klangphantasie. Die Nachgestaltung des schwierigen, aber schönen und melodisch reizvollen Tongemäldes unter Siebens Leitung durch den Streichkörper des Orchesters mit Heinz Schmidt-Reinecke als Vertreter der ersten Sologeige war plastisch und packend.

Der Dortmunder Musikverein gab ein Chorkonzert, das zum erstenmal in die Reihe der Städtischen Konzerte mit aufgenommen war. „Fausts Verdammung“ von Hector Berlioz. Unter Wilhelm Siebens großzügiger Leitung sang der Verein schön und feinfarbig abgetönt. Wundervolle Eindrücke hinterließ das Orchester, das besonders in den berühmten Stücken des Radozy-Marsches, des Sylphen- und Irdischertanzes und der spektakulösen Höllenfahrt prächtige Klangbilder schuf. Die Solisten der Legende, die fast zu viel dramatische und romantische Momente umfaßt, entsprachen gleichfalls dem guten Niveau der Aufführung.

Es gesellten sich hinzu drei Volkstümliche Sinfoniekonzerte, von denen das erste unter Herbert Schmidt infolge Gegensätzlichkeit zwischen Dirigenten und Orchester sich fast zu einem Standale auswuchs. Die vorgesehene Mozartschen Werke: Overtüre zu „Figaros Hochzeit“, „Sinfonie in G-Moll“, „Kleine Nachtmusik“ (Bearbeitung von Wieniawski), „Sonate für Klavier in D-Dur Nr. 3“ und Overtüre zur „Jahresfeste“ entbehrten denn auch der notwendigen Harmonie, die man unter allen Umständen verlangen muß. Die beiden anderen standen unter der künstlerischen Führung von Heinz Schmidt-Reinecke. In innigem Kontakt mit dem Ensemble gestaltete Schmidt-Reinecke sämtliche Werke feinhörig, plastisch und mit biegsamem Rhythmus.

Der Bachverein veranstaltete in der Reinoldikirche eine Aufführung von Josef Haydns bestem Werke: dem Oratorium „Die Schöpfung“. Die Wiedergabe dieses monumentalen Tongebildes, in dem der ganze Zauber des wunderbaren Waltens der Natur sich offenbart, war, von Gerard Bunt verständnisvoll geführt, eine wahrhaft künstlerische. Die Chöre kamen mit Sicherheit und genauen Einfäßen heraus, und die Solisten spendeten ihren Part mit geistiger Durchdringung feiner Auffassung, so daß dem Ganzen Schönheit und Größe entströmte.

Fritz Reuter.

Dortmund. Als erste Uraufführung dieses Winters brachte das Theater eine dreiaktige Oper: „Der Geiger von Smünd“. Die Musik schrieb Richard Rosenberg, der Text stammt von Bruno Saake. Er schließt sich eng an die mittelalterliche Legende, die Justinus Kerner in seinem wundervollen Gedicht gleichen Namens uns geschenkt. Er ist nicht schlecht gewählt und konnte schon einen schwärmerisch veranlagten Komponisten reizen. Rosenberg bekennt sich in einer selbst geschriebenen Einführung zu den Romantikern und gibt dann wertvolle Fingerzeige, wo die Höhepunkte des Geschehenen zu suchen sind. Ein solch romantischer Stoff wird aber nur dann zu einem lebensvollen Gebilde, wenn er einen Dichter findet, der ihn auch bühnenfähig zu gestalten weiß. Es fehlt dem Werke in dieser Hinsicht an einer klaren, dramatischen Entwicklungslinie. Alles ist zu sehr auf den lyrischen Grundton eingestellt. Erst der dritte Akt bringt einige Handlung und gibt so den versöhnenden Abschluß. Erfreulicheres ist von der musikalischen Einkleidung der im Grunde mehr romantisch-lyrischen als dramatischen Handlung zu berichten. Die Musik ist natürlich nicht ganz frei von Anklängen, bleibt aber doch stets ehrlich empfunden, ist auch sachtechnisch und in Farbe und Aufbau geschickt und vornehm gearbeitet. Voller Eindringlichkeit ist sie namentlich dann, wenn lyrische Empfindung nach Ausdruck ringt. Als ganz besonders gelungen möchten wir hier die Vertonung der eingefügten Liedtexte aus dem 15. und 16. Jahrhundert nennen. Die virtuose Behandlung des Orchesters zeigt zudem gute Technik und reiche Phantasie. Jedenfalls darf man Rosenberg nach diesem musikalischen Erstlingswerk zu den aussichtsreichen Tondichtern für ein in der Tradition verankertes, im besten Sinne modernes Bühnenschauspiel auf dem Gebiete der Oper zählen. — Die Wiedergabe des Werkes unter der verständnisvollen Führung Dr. Arons, der musikalischen Leitung Paul Bellas und der vortrefflichen Bühnengestaltung Ludwig Goerz' verdient hohe Anerkennung. Ihnen und der ausgezeichneten Darbietung der in führenden Rollen beschäftigten Darsteller Teschemacher und Mugell und Gustav Wünschles als Titelheld dürfen die Autoren ein gut Stück des reichen Erfolges verdanken, mit dem das Werk von dem ausverkauften Hause ausgezeichnet wurde. — Nach längerer Pause gab man wieder Meyerbeers „Prophet“ und erzielte mit ihm eine Reihe voller Häuser. Brumvolle Aufzüge, reiche Dekorationen, das von Hanna Spöhr glänzend geführte Ballett und die für nicht allzu anspruchsvolle Ohren leicht und angenehm dahinfließende Musik ließen über die dramatischen Unwahrscheinlichkeiten und Geschichtsfälschungen des Werkes hinwegsehen. Die Aufführung war zudem in allen Teilen sorgsam vorbereitet.

Ruhring.

Stadtheater Hamborn. Die Aufführungen von Schauspielen durch unser eigenes Personal bedeutet eine Neuerung im Hamborner Theaterleben, die wir dem regamen Leiter W. Kaufmann zu danken haben, der in dem Lustspiel „Die große Leidenschaft“ von Auerheimer die Regie führte und auch die Rolle des Malers Adrian Streif sicher und mit großer Routine verkörperte. Der gutgelungene Abend gab den deutlichen Willen und die Fähigkeit zu fauberem Zusammenspiel und geschickter Steigerung kund, so daß die Zuhörer recht bald in Stimmung gerieten. Das Thema des Lustspiels, das amüsant und geschickt, geschickt und im gespielten Dialog abgehandelt wird, ist die sehnstichtig erwartete und nie kommende große Leidenschaft der unverstandenen Frau, die von Berta Spanier mit fein entwickelter Technik und allen Schattierungen eines guten Könnens gegeben wurde.

Serne sah man einmal wieder das vom Rheinischen Städtebündtheater (Sitz Neuf) gebotene, immer noch lebenskräftige Lustspiel Gustav Freytags „Die Journalisten“, das humorvoll den politischen Wahlkampf mit seinem Intrigenspiel schildert und durch seine Verinnerlichung der Kontraste mit Beifall rechnen kann. Die vielen feinen Spikes des Stückes verlangen ein nicht zu flottes Tempo und gute Sprecher. Beides wurde an manchen Stellen vermisst, wodurch die volle Wirkung nicht erreicht wurde. Im ganzen zeugte die Darstellung aber von dem besten Willen aller Spieler, was von den Zuhörern durch herzlichen Beifall anerkannt wurde.

Der Aufführung von Léhars Operette „Eva, das Fabrikmädchen“ folgte „Die Fledermaus“ von Johann Strauß. Das will sagen: Man kann sich keinen größeren und wirksameren Gegensatz denken als zwischen der Operette Eva mit einem Libretto voll der flachsten und banalsten Situationen und dem der Fledermaus mit einer immerhin guten dramatischen Anlage, zwischen der Vertonung Léhars, ohne geschlossene Form und innere Beziehung zwischen Text und Musik, einer Musik, die auf Rang keinen Anspruch erheben kann, die mit ihren Rezitativen, Melodramen und Tanzuplets nur schwer ans Ohr geht, und zwischen der Vertonung eines Strauß, die jeden ohne weiteres mit ihren bald leichten und gefälligen, bald bestridenden und rauschenden Melodien in den Bann zieht, die alle Vorzüge einer feinen und sorgfältigen Instrumentation aufweist. Die Darbietung der Fledermaus unter der Regie von Maximilian Gerhards war recht erfreulich.

Rs.

Turnen, Sport und Spiel.



Kopfleiste der Ehrenurkunde, vom Arbeitsamt der Stadt Düsseldorf jugendlichen Erwerbslosen verliehen, welche sich bei den Pflichtsportkursen besonders ausgezeichnet haben.

Sportallerlei zum Jahresende.

Die Tagung der Deutschen Sport-Behörde. — Die Olympiade 1928 — Berufs- und Amateursportler.

Aus dem wechselvollen Sportgeschehen des nunmehr zu Ende gehenden Sportjahres 1926 hat die Deutsche Sport-Behörde auf ihrer Münchener Novembertagung die Bilanz gezogen. Allgemein bekannt sind die Mehrzahl der dort gefaßten Beschlüsse, der neuen Richtlinien und Maßnahmen, die dem deutschen Sport im kommenden Jahre zu weiteren Erfolgen verhelfen sollen. Wohl mit die erfreulichste Erscheinung des Jahres 1926 ist die Wiedervereinigung zwischen der Deutschen Turnerschaft und der D. S. B. Als äußeres Zeichen hierfür hat der Vorstand des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen einige bemerkenswerte Änderungen erfahren. Es genügt, Namen wie Lewald, Dominicus, Jarres, Boß und Adenauer als tatkräftige Mitglieder dieses neuen Vorstandes zu nennen, um zu wissen, daß die Leitung des deutschen Sportes im Jahre 1927, dem letzten Vorbereitungsjahre für die kommende Weltolympiade, in guten, zielbewußten Händen liegt. Gerade die Vorbereitungen für die Amsterdamer Olympiade 1928 waren auf Grund der Ergebnisse des diesjährigen Sportjahres Gegenstand eingehendster Beratungen seitens der D. S. B. Zu begrüßen ist es, daß im Anhang an die neuen internationalen Wettkampfbestimmungen eine ganze Reihe längst notwendiger Reformen in der deutschen Leichtathletik durchgeführt wurden. Weggefallen ist unter anderem der sportlich direkt unsinnige 50-m-Lauf, dessen Enderfolg doch größtenteils nur von den vielen Zufälligkeiten des Startes abhing. Besonders zu bedauern ist dabei nur, daß diese Reform sich international erst heute durchgesetzt hat, nachdem diese kürzeste aller Kurzstrecken seinerzeit dem früheren deutschen Meister Houben in Amerika so verhängnisvoll geworden ist. In gleicher Weise erfreulich ist der Wegfall der Sechstreden von 75 bis 100 km (1), deren Bewältigung gleichfalls meist Sache des Glücks und des Zufalls war. Andererseits aber muß man mit Befriedigung feststellen, daß neuerdings die urdeutsche Sportart des Hammerwerfens zum internationalen Wettkampfbetrieb gezählt wird. Die von der D. S. B. herausgegebene „Rehn-Besten-Liste“ benennt die allbekannten Namen der erfolgreichen deutschen Sportler dieser Sportsaison und des Vorjahres. Wenn man sich daran erinnert, daß gerade einer unserer Besten, Dr. Welker, bis in die letzten Herbsttage hinein in allen möglichen Orten am Start erschien und sich so in der Sportpresse den Beinamen „Der ewige Läufer“ zuzog, so muß man aufs wärmste das Startverbot und die Startbeschränkung auch im Hallentraining begrüßen, die die D. S. B. unseren zehn Besten für die Zukunft auferlegte, im Interesse eines vernünftigen Aufbaues und einer gesunden Aufwärtsentwicklung unserer sportlichen Leistungen. In gleicher Weise hat sich die D. S. B. auf ihrer Tagung von einer falschen Bescheidenheit glücklich freigemacht, die viele schon befürchtet hatten. Es handelte sich hier um den unbestreitbaren Weltrekord, den Körnig in Leipzig bei den diesjährigen

Deutschen Meisterschaften über 100 m in 10,3 Sekunden davongetragen hat. Damals schon gleich munkelte man ganz ohne Grund von einem begünstigenden Rückenwind. Und dabei hatte selbst ein immerhin maßgeblicher Sportsmann, der Trainer der amerikanischen Olympiamannschaft Robertson, als Augenzeuge des Laufes nicht das geringste Bedenken gegen die Berechtigung des neuen Rekords. Bescheidenheit ist eine Tugend! — In diesem Falle hat die D. S. B. wenigstens Körnigs Rekord mit 10,4 Sek. anerkannt. Immerhin schon ein Fortschritt, aber trotzdem ist die ganze Art und Weise eine unbefriedigende Lösung.

Abgesehen von diesem Schönheitsfehler, haben die Arbeiten der diesjährigen Tagung der D. S. B. überall freudigen Anklang gefunden, nicht zuletzt die Vorbereitungen und die in Aussicht gestellte Mitarbeit an der Olympiade 1928. Leichtathletik und auch die Turnerschaft haben grundsätzlich ihre Beteiligung zugesagt. Leider spielt, zur Zeit noch, der internationale Fußballsport mit dem Gedanken, gleichzeitig mit der Amsterdamer Olympiade ein internationales Fußballturnier in Stockholm abzuhalten. Der deutsche Fußball, auf dessen Entscheidung es nicht zuletzt ankommt, wird hoffentlich Mittel und Wege finden, um diesem zersplitternden Wettbewerb vorzubeugen.

Fußballsport ist Massensport, einmal an den Millionenziffern der aktiven Spieler gerechnet. Allein im Rahmen des Deutschen Fußballbundes spielten im letzten Spieljahre über 11 Millionen Spieler in rund 424 000 Spielen! Der Fußballsport ist aber nicht zuletzt deshalb als Massensport anzusprechen, weil er überall die Massen als Zuschauer auf die Beine bringt. Diese Massen bringen ihrerseits riesige Summen an Eintrittsgeldern auf, und diese Gelder sind wohl in erster Linie mitschuldig an dem Aufkommen von Berufsfußballspielern in manchen Sportländern. Man geht wohl auch nicht fehl, den Ursprung des Gedankens einer gesonderten Fußballolympiade 1928 in Stockholm in den Kreisen des Berufsspielerturns zu suchen. Aus diesen Kreisen heraus hat man auch die Fühler nach Deutschland ausgestreckt und verschiedentlich Nachrichten in die Welt gesetzt, daß auch deutsche Vereine gewillt seien, zum Berufssport überzutreten. Sache des Deutschen Fußballbundes, vor allem Aufgabe der gesamten deutschen Sportbewegung ist es, alle solche Bestrebungen zu unterbinden und die Amsterdamer Olympiade 1928 weder sportlich noch finanziell zu schädigen.

Gerade diese Frage lenkt erneut und unwillkürlich die Aufmerksamkeit jedes Sportlers und eines jeden Deutschen, der es eheulich mit der allgemeinen sportlichen Durchschnittsausbildung der Jugend meint, auf die Formen, die der sogenannte Berufssport auch bei uns angenommen hat. Statt des Namens „Sport“ wären Akrobatik und Zirkus vielfach treffendere Bezeichnungen. Bei den ungezählten Pferderennen z. B., mit denen das deutsche Volk „beglückt“ wird, kann

man, von den verschwindenden Ausnahmen der Herrenreiten und Reitturniere abgesehen, wirklich nicht mehr von Sport reden. Totalitator — Glücksspiel ist hier Trumpf! Die an den Straßeneden der Großstädte in Fülle auftauchenden Wettbüros mit ihren „unbedingt sicheren“ Tips und den nicht selten fragwürdigen, als Sportfreunde sich aufspielenden Gestalten zeigen deutlich, wohin hier der Weg führt.

Der Un'inn der Sechstagerennen schlägt dauernd Massen in seinen Bann. Was keine Stadt der Welt vermag, Berlin kann es, es leistet sich diesen Winter sogar drei Sechstagerennen! Nur eine Art des Berufssportes scheint — glücklicherweise — in Deutschland nicht für dauernd den rechten Boden finden zu können! Trotz allem überlebensgroßen Plakatgeschrei. Der Boxsport. Nachdem Berlin und München nicht mehr die genügenden Massen zahlungsträchtiger Zuschauer haben aufbringer können, wurde Westfalen mit Dortmund zur Zentrale des Berufsboxers. Und jetzt hat die jüngste Veranstaltung in Dortmund gezeigt, daß auch hier das Masseninteresse langsam schwindet. Bedauern wird das wohl niemand, der es gut mit dem deutschen Sport und der körperlichen Erleichterung des Volkes meint! Die wirtschaftliche Not der Zeit wird ganz von sich aus die Unmenge berufssportlicher Veranstaltungen aller Art auf ein erträgliches Maß zurückschrauben!

Den Berufssport jedoch völlig abzulehnen, wäre gleichfalls verkehrt! Immerhin kommt ihm eine gewisse Bedeutung für die Entwicklung des Amateursportes zu. Der Berufssportler zeigt auf manchen Sportgebieten durch seine erprobte Praxis die Wege, die zur möglichen Bestleistung führen, zeigt die Grenzen des Erreichbaren in fast jedem Sport. Darüber hinaus kann der Berufssport auch eine gewisse deutsche Aufgabe erfüllen, die Vertretung des deutschen Namens in den mannigfachen Berufssportveranstaltungen des Auslandes. Es ist und kann niemand gleichgültig sein, wenn ein deutscher Berufssportler durch Erfolge und Siege und — tatvolles Auftreten dem deutschen Namen Erwähnung, Klang und Achtung verschafft.

Völlig verkehrt aber ist es, tüchtige Berufssportler mit den Besten der deutschen Sportbewegung auf eine Stufe zu stellen, wie der Verein der deutschen Sportpresse es auf seinem letzten Sportfeste zu tun beliebte! Diesen Herren der Sportpresse möchte man zurufen: „Jedem das Seine!“ Ein Pelzer gehört nicht auf eine Stufe mit dem glücklichen Stalljockey O. Schmidt. Das „Goldene Band“ um beide zu schlingen, ist eine Begriffsverwirrung und zugleich eine Geschmacklosigkeit höchsten Grades.

A. S.

Die Höchstleistungen in der Leichtathletik im Jahre 1926.

Auf der Tagung des Technischen Ausschusses der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik in München wurde eine große Anzahl der im letzten Jahr aufgestellten Höchstleistungen anerkannt, wobei die internationalen Rekordbestimmungen zur Grundlage genommen wurden. Man genehmigte deutsche Höchstleistungen im Ausland, die in Anwesenheit eines amtlichen deutschen Vertreters aufgestellt wurden, sofern sie als Weltrekord anerkannt worden sind.

Die Liste der genehmigten Höchstleistungen ist folgende:

Männer:

100 m: König (Breslau), 8. August in Leipzig 10,4 Sek. (Weltrekord);
500 m: Dr. Pelzer (Stettin), 6. Juni, Budapest, 1,03,6 Min. (Weltrekord);
800 m: Dr. Pelzer (Stettin), 3. Juli, London, 1,51,6 Min. (Weltrekord);
1000 m: Dr. Pelzer, 5. September, Düsseldorf, 2,29,3 Min.;
1000 m: Dr. Pelzer, 17. Oktober, Hamburg, 2,27,4 Min.;
1500 m: Dr. Pelzer, 11. September, Berlin, 3,51 Min. (Weltrekord);
2000 m: Walpert (Kassel), 19. September, Kassel, 5,34 Min.;
5000 m: Dietmann (Hannover), 11. Juli, Köln, 15,07,3 Min.;
400-m-Hürden: Dr. Pelzer, 8. August, Leipzig, 54,9 Sek.;
4×100 m: Phönix, Karlsruhe, 19. September, Kassel, 41,9 Sek.;
10×100 m: Phönix, Karlsruhe, 16. August, Stuttgart, 1,47,4 Min.;

Frauen:

100 m: Wittmann (Charlottenburg), 22. August, Braunschweig, 12,4 Sek.;
1000 m: Lingner (Berlin), 18. Juli, Berlin, 3,15 Min.;
4×100-m-Staffel: Berliner Sportklub, 11. Juli, Köln, 50,3 Sek.;
10×100-m-Staffel: Turnverband Hamburg-Elmsbüttel, 28. Septbr., Hamburg, 2,13 Min.;
Hochsprung: v. Bredow (Berlin), 22. August, Braunschweig, 1,495 m;
Diskuswerfen: Reuter (Frankfurt), 22. August, Braunschweig, 38,34 m;
Speerwerfen: Schumann (Essen), 11. Juli, Köln, 35,40 m.
Außerdem wurde der Zehnkampf-Rekord von Holz (Charlottenburg) bei den Kölner Kampfspiele mit 652 Punkten als Höchstleistung bestätigt.

Irrwege des sportlichen Gedankens.

Sechs pietätlos gemalte Kulturbilder:

1. Berlin. Großkampftag. Der Meister im Ring. 20 000 Zuschauer. Feuertaufe drei Minuten. Schärfste Bedingungen. Eintritt 5 bis 30 Mark. Kampf: Der Meister ist überlegen! Blutet aus einer tiefen Stirnwunde. Blut schleicht über Auge, Wangen, Hals über den dampfenden Körper. Der Gegner verliert fünf Zähne. Sein Nasenbein ist schief geschlagen. Sein linkes Auge, von einem Volltreffer aus dem Rahmen gehoben, liegt in einem gelbblauen Schwall. Zweimal zu Boden gehauen und im Wiederaufwollen über die Ringfodel gehämmert. Geschunden und blutend an allen Gliedern bleibt er endlos liegen. Besinnungslos. Ausgeblutet! Sie! Die Menge brüllt, jöhlt. Man schimpft und schreit. Indes der Sieger mitleidig-stolz über das Volk blüht!

Oben im Ring riecht es nach Schweiß und Blut. Ärzte bemühen sich um den Besiegten. Unten riecht es nach Parfüm und Menschen. Ergebnis: Der Sieger erhält für 27 Minuten Arbeit 500 000 Mark. Genau soviel, wie die sämtlichen europäischen Staatslenker in einem Jahr verdienen.

2. Hungerkünstler. Liegt da ein Mensch in einem Glaskasten. Seine einzige Nahrung besteht aus Zigaretten. Sein Gewicht sinkt um 10, 20, 30 bis 50 Pfund. Die Haut ist krankhaft gelb. Blaumrandete Schelagen liegen in tiefen Höhlen. Das Herz geht kaum hörbar. Todesgefahr! Nur noch fünf Tage, und der alte Rekord ist geschlagen. Laufende Menschen strömen hin. Tag und Nacht geöffnet. 41. Tag: 10 000 Besucher. 42. Tag: polizeilich gesperrt. Der große Künstler ist besinnungslos. 43. Tag: Rekord gebrochen! Der Künstler ist allerdings gegen 5 Uhr gestorben. 150 000 Mark hatte der Wirt ausgekehrt.

3. In Düsseldorf war vor einigen Wochen ein Ballwettbewerb. 75 000 Besucher, 40 000 Gaungäste. Ganz Rheinland und Westfalen, wenigstens die Kunstfachverständigen, waren vertreten. Jeder Verein, jede Zeitung, jeder Klub, jede Körperschaft hatte eine Abordnung dort. Die Menschen, die nicht dort waren, lagen entweder krank zu Bett oder sie hatten kein Geld oder sie waren geistig minderwertig. Beweis:

Am gleichen Tage hatte der wohlweise Rat der Stadt D. einen herrlichen Abend für die vielen Besucher eingerichtet. Es sprach dort der beste und geistreichste Redner Deutschlands über den Gegenstand „Sport im Dienste des Vaterlandes“. Der Heldentenor einer großen Oper sang seine besten Lieder, und das weltberühmte Buschquartett spielte. Eintritt 50 Pfg. und 1 Mark.

Besucherszahl: 423 Menschen!

4. Der beste Hundertmeterläufer ist der erste Mann in Deutschland. Jedes Kind kennt seinen Namen, seinen Waden- und Brustumfang. Zeitungen von Ruf werden von Zeit zu Zeit bei ihm vorgelassen. In allen Zeitschriften erscheint monatlich mindestens einmal sein Bild (auch sein Laienbild im Arbeitszimmer). Wenn der Name „Bismardheringe“ berechtigt war, dann müssen wir unbedingt Houbenheringe essen, und zwar zweimal in der Woche. Bismard mag ja ein ganz tüchtiger Mensch gewesen sein, aber wie lief er über 100 Meter? Das ist die Frage!

5. Rademacher mußte, um drüben dreimal 100 Meter schwimmen zu können, seinen Beruf wochenlang unterbrechen, eine Seereise von 20 Tagen unternehmen. Rademacher schwamm schneller als der beste Amerikaner, ein Fünftel Sekunde schneller! Der Sieger wird vom Reichspräsidenten empfangen. Fünf Oberbürgermeister halten überzeugungstreue, begeisterte Ansprachen. Die Stadt Hamburg veranstaltet ein großes Fest. Tagelang dauert der Empfang, wochenlang schwirren die Depeschen und Berichte durch den Blätterwald.

Wenn ein Kaufmann über das große Wasser fährt, drüben seinen ganzen Fleiß und seine ganze Wissenschaft wochenlang anspannt und schließlich mit einem Auftrag nach Deutschland kommt, der für 10 000 Arbeiter eine jahrelange Beschäftigung sicherstellt, trägt kein Hahn.

6. Ich bitte, sich ein Sechstagerennen von einem Besucher ausmalen zu lassen! Für diese Zeitung würde das Bild gequälter Menschen zu häßlich.

Diesen 6 Bildern können noch 600 angehängt werden!

(Aus einem Nachener Blatt.)

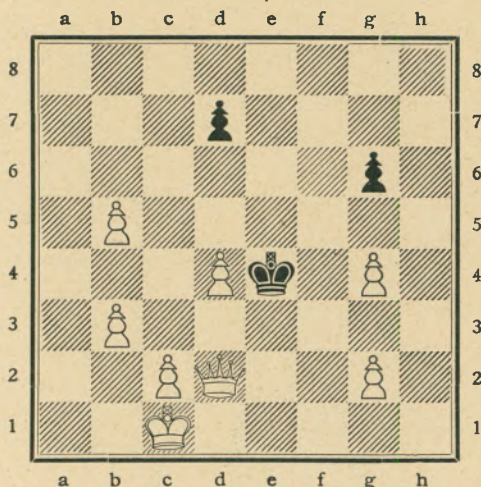
Schach und Rätsel.

Schachede.

Bearbeitet von G. Vollmer.

Aufgabe Nr. 19.

Von M. Schneider.



Stellung der Steine:

Weiß: K c1; D d2; B (6) b3, b5, c2, d4, g2, g4; (8)

Schwarz: K e4; B (2) d7, g6; (3).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Eine Aufgabe mit vielen hübschen Abspielen, für deren Lösung wir 2 Punkte aussetzen.

Aufgabe Nr. 20.

Von Dr. F. Rduch.

Stellung der Steine:

Weiß: K f8; D a5; L (2) a7, e6; S (2) c5, f7; B f2; (7).

Schwarz: K d4; D c2; L b5; S d6; B (2), d3, f4; (6).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Wertung: 2 Punkte.

Eine hervorragende Leistung des Verfassers: problemgemäßer Schlüsselzug, fünf reine Mattbilder — ein Beweis der Positionsbeherrschung des Komponisten.

Lösung von Aufgabe Nr. 17.

- A. 1. K d6 — e7 D h8 × f6
 2. K e7 × f6 K h7 — h8
 3. D g5 — g7 # D h8 — f8
 1. — — — — — K h7 — h8
 2. K e7 × f8 D g5 — g7 #
 B. 1. T b5 — c5 D a1 × b2
 2. T c5 — c2 D b2 × b3
 3. T f1 × c1 # usw. in 3 Varianten.

Notiz: Wir veröffentlichen im Januarheft eine Liste mit dem derzeitigen Stand des Problemturniers. Allen Lösern frohe Weihnachten!

Alle die Schachede betreffende Anfragen, Lösungen usw. sind zu richten an G. Vollmer, Bövinghaus b. Dortmund.

N. B. Herr H. Puhe, Preßburg, wird gebeten, seine genaue Anschrift anzugeben.

Rätsel- und Denksportede.

Rätslecke.

Wir machen unsere Leser nachfolgend mit einer neuen Rätselart bekannt, dem Karreerätsel, das eine willkommene Abwechslung bieten dürfte.

Karree-Rätsel.

(Gesetzlich geschützt.)

1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31	32	33	34	35	36
37	38	39	40	41	42	43	44	45
46	47	48	49	50	51	52	53	54

Es sind 17 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben ein Zitat von Goethe.

Bedeutung der Wörter:

1. Persischer Fürst. 34 19 20 4 25
2. Affenforscher 25 24 42 53 13
3. Republik in Amerika 19 20 33 51 22
4. Deutscher Dichter 51 30 46 15 47
5. Stadt in England 20 47 50 23
6. Vereinigung 23 18 31 4
7. Vogel 4 14 43 24 8
8. Marschall Napoleons 14 47 37 44 38
9. Fluß in Rußland 5 36 39 44
10. Deutscher Physiker 29 47 16 34 52 28
11. Biblische Gestalt 27 17 49 47
12. Mohammedanischer Volksstamm 10 47 8 6 24 54
13. Jugoslawische Stadt 15 31 41 11 1
14. Planet 34 4 35 47 48 9
15. Orientalischer Titel 39 7 17 40 26
16. Land am Nil 9 47 21 53 32 45
17. Deutscher Staatsmann 34 3 32 2 12

Silbenrätsel

(G. Fleischig)

Folgende Silben, richtig zusammengesetzt, ergeben 39 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausdruck von Jean Paul ergeben.

„ch“ und „sch“ als ein Buchstabe.

ab, al, ba, bit, bus, chant, ce, che, da, de, de, de, de, de, des, e, e, ein, eis, elms, er, er, er, fel, fer, feu, gang, gant, gat, ge, ger, glo, hai, him, ho, hof, i, il, in, kan, lan, land, lauf, lei, len, li, lu, lung, ma, mer, mi, mels, mot, nach, nenz, ner, net, nisch, nit, not, nuch, on, ops, or, pe, po, rat, re, re, ri, ro, ru, sel, sel, si, sie, sol, sur, schang, schie, schlüß, stie, stein, ta, ta, te, te, te, the, ti, to, tri, tros, tü, u, us, vi, vieh, yf, zäh, zier.

Die Wörter bedeuten: 1. Persischer Königsname, 2. Wohnung eines Sonderlings, 3. slawische Zweigsprache, 4. Insekt, 5. Naturerscheinung, 6. fränkischer Held aus der Zeit Karls d. Gr., 7. Demütigung, 8. Soldatenart aus dem Mittelalter, 9. Einbildung, 10. Stadt in China, 11. türkischer Wächter, 12. Held aus der Nibelungen Sage, 13. Vogel, 14. ital. Staatsmann, 15. Anschauungsmittel, 16. geistl. Rang, 17. germ. Göttin, 18. Bekleidungsstück, 19. Automarke, 20. Musikstück, 21. Stadt an der Riviera, 22. Gesteinsart, 23. Sport, 24. kaufm. Gewichtsbezeichnung, 25. bayr. Schriftsteller, 26. Schriftsteller, 27. literarisches Erzeugnis, 28. Person aus einer Wagneroper, 29. ägypt. Pharao, 30. Wandbekleidung, 31. Ersatzmittel, 32. geistl. Titulatur, 33. Quertreiber, 34. Art einer Rede, 35. Naturerscheinung, 36. städt. Handelseinrichtung, 37. ital. Mehlspeise, 38. Blume, 39. Mündungsarm des Rheins.

Denksportede.

Zu der in Heft 7 veröffentlichten Aufgabe: „Die verpackte Verabredung“ erhielten wir verspätet einen Lösungsvorschlag von Ing. R. Gast (GSM), der zwar unter den gegebenen Voraussetzungen keine unbedingte Gewähr dafür bietet, daß die Nachricht den auf dem Bahnhof Vohwinkel wartenden Freund bestimmt rechtzeitig erreicht. Trotzdem erscheint uns der von Herrn Gast vorgeschlagene Weg in ähnlichen Fällen sehr beachtenswert, insbesondere dann, wenn es sich nicht um eine Benachrichtigung, sondern um eine möglichst schnelle Verständigung mit irgend jemand handelt, der keinen eigenen Fernsprechanruf besitzt. Wir lassen daher die erwähnte Lösung folgen:

„... Dagegen dürfte ein dringendes Hp — Ferngespräch mit Herbeiruf der gewünschten Person (§ 19 I der Fernsprechoordnung) — mit ziemlicher Sicherheit zum Ziele führen. Der Düsseldorfster meldet auf dem Postamt, das er gegen 3 Uhr 10 Min. erreicht, das Gespräch an mit dem Zufah:

Rufen Sie in Vohwinkel Herrn Ingenieur Max Krause aus Hamm herbei, der sich in der Zeit von 3 Uhr 27 Min. bis 3 Uhr 32 Min. auf dem Bahnsteig befindet, an dem 3 Uhr 32 Min. der Düsseldorfster Zug einläuft. — Das Vohwinkeler Postamt dürfte etwa 3 Uhr 15 Min. erreicht sein. Der von dort abgesandte Depeschbote könnte bis 3 Uhr 30 Min. auf dem Bahnsteig sein und durch Ausruf des Namens und Vergleich von Stand und Wohnort den Gesuchten bald finden und ihn zum Postamt bescheiden, wo nach seiner Ankunft die telefonische Verbindung mit dem auf dem Düsseldorfster Postamt wartenden Freund hergestellt wird.“



Älteste bekannte Darstellung des Weihnachtsbaumes.

Der Ursprung des Weihnachtsbaumes läßt sich aus alter heidnischer Sitte nicht nachweisen. Das altgermanische Fest der Winter Sonnenwende bietet nichts auch nur entfernt ähnliches. Eine unmittelbare Anknüpfung an eine heidnische Sitte ist damit ausgeschlossen, schon deshalb, weil der deutsche Weihnachtsbaum erst im Laufe des 17. Jahrhunderts auftaucht. Unser Bild, das, nach einem Stiche von Josef Keller, die älteste bekannte Darstellung eines Weihnachtsbaumes in einer Weihnachtsstube in Nürnberg aus dem 18. Jahrhundert zeigt, dürfte den Vorläufer der heutigen grünen Tanne darstellen. Wir sehen deutlich einen nur dürftig belaubten, wahrscheinlich künstlich zum Grünen gebrachten Baum, anscheinend eine Birke, in der Ecke des Zimmers stehen. An ihm hängt ein Christengel mit zwei Lichtern in den Händen und von drei Lichtern umgeben. Der Baum selbst trägt noch keine Lichter. Unser echter, rechter Weihnachtsbaum ist es noch nicht, der dort aufgestellt ist. Die Darstellung zeigt aber schon, wie das Weihnachtsfest mit einem grünen, brennenden Baum in Verbindung gebracht ist.

4 Denksportaufgaben.

1. Eine Bahn von 100 m Länge soll von zwei Wettspringern so durchsprungen werden, daß der nächste Springer immer von dem Punkte aus springt, bis zu dem der vorige gesprungen ist. Es sollen jedoch nur Sprünge von höchstens vier, aber mindestens einem Meter gemacht werden. Sieger ist, wer mit dem letzten Sprunge den 100-Meter-Punkt erreicht. Wie fängst du's an, daß du gewinnst?

2. Wie wird nun aber die Sache, wenn der größte Sprung 10 m sein dürfte?

3. Ich besitze je eine Kanne von 3 l, 5 l und 8 l Fassungsvermögen. Die 8-l-Kanne ist mit einer Flüssigkeit gefüllt, die unter Zuhilfenahme der anderen Kannen in zwei gleiche Mengen von je 4 l geteilt werden soll.

(J. Nacken, Bochum.)

4. An einem Sonntagnachmittag geht ein Mann in einem Walde, der zu beiden Seiten einer Bahnlinie liegt, spazieren. Die Gegend ist ihm vollkommen unbekannt! Ob und wo in der Nähe ein Dorf oder eine Ortschaft ist, weiß er nicht. Ein Gepolter von der Bahnstrecke her veranlaßt ihn, dorthin zu gehen. Er sieht, daß sich an der Bahn überhängende Felsblöcke gelöst haben. Beide Geleise sind gesperrt; zum Unglück haben sie noch aufgestapelte Schienen mitgerissen, die anscheinend zwecks Auswechslung dort lagerten, wie es herumliegendes Werkzeug (Schraubenschlüssel, Schienenzangen, Laternen, rote Fahne usw.) beweist. Die Bahn-

strecke liegt tief eingeschnitten und beschreibt an der Stelle eine starke Kurve, so daß sie nur eine kurze Strecke einzusehen ist. Der Mann will ein Unglück, welches entstehen muß, wenn ein Zug kommt, verhüten. Das Draußen eines unweit der Störung von den Felsen herabstürzenden Wasserfalles schließt jede Möglichkeit, einen Zug auf weitere Entfernung heranrollen zu hören, aus. Was tut der Mann?

(P. Comes.)

Lösungsvorschläge zur letztgenannten Aufgabe erbitten wir bis zum 15. Januar. Die beste Lösung wird im Februarheft veröffentlicht.

Der VI. Jahrgang wird mit dem vorliegenden, verstärkten Dezemberheft abgeschlossen. In Zukunft fällt der Jahrgang des „Werks“ mit dem Kalenderjahr zusammen. Das neue Heft erscheint Anfang Januar 1927.

Näheres siehe letzte Seite des vorliegenden Heftes.

Bausteine zum Wiederaufbau der Wirtschaft.

Die Karte der Welt hat sich geändert, neue Märkte erschließen sich. Alte Schranken sind gefallen. Der Kampf um den Handel hat sich auf die Höhe eines edlen Wettbewerbes der Pioniere der Zivilisation erhoben. Die Welt ist groß! Sie steht uns heute weiter offen als je zuvor. Es wird der Mühe wert sein, das Ringen der Industrie und des Welthandels in den kommenden Jahrzehnten zu sehen. Es wird ein ausgedehnter großartiger Wettstreit sein, und unabänderlich wird das unerbittliche Naturgesetz bleiben: Nur der Tüchtigste wird bestehen! Diesen Leitgedanken legt Herbert A. Casson seinem Buche „Business, Sechzehn Lehrsätze vom Geschäftserfolg“, zugrunde.

Wer ist und was will Herbert A. Casson? Anglo-Amerikaner, 1879 in Kanada geboren, ist Casson heute einer der bekanntesten, begehrtesten Sachverständigen der Vereinigten Staaten in der kommerziellen und industriellen Organisation, ein Sozialpolitiker, der unbeirrt weitgehende soziale Forderungen vertritt, ohne etwa politischer Sozialist zu sein, ein anerkannter Schriftsteller mit reichen, in mehr als dreißigjähriger Praxis erworbenen Erfahrungen. Casson hat als erster in verblüffend klaren, überzeugenden Lehrsätzen der breiten Öffentlichkeit die Grundelemente und Lehrsätze der neuen „Wissenschaft vom Geschäft“ unterbreitet. Seine Grundidee, mit dem geringsten Kraftaufwand die größten Leistungen zu erzielen, hat Casson in den verschiedensten Fabrikbetrieben und Handelsunternehmungen Nordamerikas und Englands durch seine Musterorganisationen zur Wirklichkeit erstehen lassen. Erwähnt seien nur die „Standard Oil Company“, und die „International Harvester Company“, deren Organisation sein Werk ist!

Cassons zahlreiche Schriften und Bücher sind bereits in die deutsche, französische, spanische, holländische und tschechische Sprache übertragen worden und haben in der wissenschaftlichen Weltliteratur uneingeschränkte Anerkennung gefunden. Das gilt vor allem von seinem Buche: „Business, Sechzehn Lehrsätze vom Geschäftserfolg“, das drüben nicht nur für jeden Geschäftsmann so gut wie Gesetzeskraft und allgemeine Geltung erlangt hat, sondern das auch, wie der feinsinnige Übersetzer Dr. Walter Briggs mit Recht sagt, nicht wenig dazu beitragen wird, daß Erzeuger und Verbraucher, Verkäufer und Käufer, Unternehmer und Arbeitnehmer sich gegenseitig besser verstehen und die wichtigsten Faktoren der heutigen Wirtschaftsordnung richtig begreifen zum Nutzen der allgemeinen Wohlfahrt und des sozialen Friedens. Ganz bezeichnend für Cassons einfache, verblüffende Zerlegung des komplizierten heutigen Geschäftslebens ist z. B. sein erster Lehrsatz: „Zu einem Geschäft gehören zwei oder mehr Personen.“ Auf den ersten Blick hin ist man versucht, über diese Einsichtswahrheit leise zu lächeln, allerdings um ganz bald zu merken, wie richtig Casson vorgeht, wenn er Geschäftsvorgänge, die Wechselbeziehungen jeglichen wirtschaftlichen Geschehens auf die einfachste Grundformel zurückführt.

Langsam weitererschreitend, führt Casson den Leser an Hand seiner übrigen Lehrsätze immer tiefer in die Materie ein, entwickelt in seiner vorbildlich einfachen Sprech- und Darstellungsweise jeweils Ursache und Wirkung jedes wirtschaftlichen Vorganges, zeigt ihm den Weg zum Erfolg. Alle grundlegenden Fragen: Preisgestaltung, die sozial so wichtigen Probleme der Warenfülle, des Warenmangels, des Risikonutzens und der Betriebszusammenlegungen, sie alle werden in meisterhafter Form beleuchtet.

Aus der Fülle der Veröffentlichungen Cassons verdienen die beiden neuen Bücher „Der Mann an der Spitze“ und „Die Erfolgreichen“ ob ihres hohen erzieherischen Wertes besondere Beachtung (vgl. „Das Werk“, VI. Jahrg., Heft 6).

Im „Mann an der Spitze“ hat Casson seine Lebenserfahrungen im Verkehr mit den maßgebendsten Führerpersönlichkeiten in Handel und Finanz zusammengefaßt, in 12 Tips übersichtlich geordnet für alle diejenigen, die in gesundem Ehrgeiz und aus natürlicher Veranlagung heraus Wege zur vollen Entfaltung ihres Könnens suchen. Ausgehend von dem Gedanken, daß nur der Tauglichste überlebt, nur der Tüchtigste Führer wird, zeigt Casson die Eigenschaften, Methoden und Verfahren, die den meisten großen Führernaturen gemeinsam sind. Begabung, Erfahrung, Persönlichkeit, Charakter, Entschlußfreudigkeit und Verantwortungsgesühl sind grundlegende Forderungen, die Casson an jede Führernatur stellt. Als beste Erläuterung und Ergänzung hierfür gibt Casson uns sein Buch „Die Erfolgreichen“. 24 große Männer aus Wirtschaft und Politik der Vereinigten Staaten und Englands ziehen an unserem Geiste vorüber. Aus der tiefgründigen Kenntnis der Seele der Wirtschaft und des Erfolges heraus öffnet Casson uns hier den Blick für die Gründe und Ursachen innerer und äußerer Art, die diese Männer zum Erfolg, zur Erfüllung ihrer hohen Lebensaufgabe führten. Nicht lehrhaft trocken, fast spielerisch unter-

haltend, spannender als mancher Roman, schildert uns der Verfasser das Werden dieser Großen.

Wie Herbert A. Casson hat neuerdings auch der Sozialwissenschaftler und Wirtschaftspraktiker Paul Wallfisch-Roulin den Fragen der Menschenbehandlung im Privat- und Geschäftsleben ein eingehendes Studium gewidmet. Die Erfahrungen, die er in früher Jugend und als reiferer Mensch auf ausgedehnten Auslandsreisen sammelte, die Mitteilungen und Anregungen, die ihm von führenden, erfahrenen Persönlichkeiten zuzugingen, bilden die Grundlage seiner beiden Werke: „Menschenbehandlung, 100 Richtlinien der Kunst, sich zu den Mitmenschen richtig einzustellen“ und „Verhandlungstechnik, 100 Ratschläge über die Kunst, mit Erfolg zu verhandeln“. Die Art und Weise, wie beide Verfasser die gleichen, beziehungsweise eng verwandten Fragen behandeln, ist grundverschieden. Casson, der Mann des praktischen Erfolges, der amerikanisch nüchtern, in einfach packender Darstellung die Elementarbegriffe der neuen Wissenschaft vom Geschäftserfolg gleichsam als Fibel und Grammatik bringt, einem jeden unterschiedslos, verständlich — Wallfisch-Roulin, der in seinen mehr seelisch und philosophisch eingestellten Werken schon gewisse höhere Anforderungen an die Bildung und die psychologische Schulung seiner Leser stellt, sich also nur an einen Teil der großen Masse wenden kann.

Im ersten Teile der „Menschenbehandlung“ entwickelt Wallfisch-Roulin grundlegend die Ursachen der falschen Einstellung der Menschen zueinander und kommt zu dem Schluß, daß alles Unrecht im Privat- und Geschäftsleben zu 50% auf Irrtum, 30% auf Schwäche (mangelhafte Befolgung der empfangenen Kenntnis) und höchstens 20% auf ausgesprochenen schlechten Willen zurückzuführen ist. Er zerpfückt daher im einzelnen die Berechtigung des Menschen, immer nur die Lebensregeln und Erfahrungen, die er sich selbst gebildet hat, als unumstößlich zu betrachten, verweist auf das Unrecht, das er seinen Mitmenschen antut, auf die Gefahren, denen er selbst entgegenggeht, wenn er alle Dinge aus dem engen Gesichtswinkel seiner eigenen Ansichten betrachtet und beurteilt. Wer mit Aufmerksamkeit, Geduld und der nötigen seelischen Wendigkeit dem Verfasser in allen diesen Gedankengängen gefolgt ist, dem bieten die ersten, menschlich tief empfundenen Anregungen auf den Sondergebieten der Menschenbehandlung eine Fülle gesunder Gedanken und Richtlinien.

Anlaß zu berechtigter Kritik bietet die komplizierte, bisweilen ermüdende Schreibweise, die schwerlich einen Vergleich mit der meisterhaft klaren Sprache Cassons aushält. Stark angefechtet sind W.-R.'s einseitige Anschauungen über Ethik und Religion, nicht zuletzt das Ideal seines sogenannten „Gentleman-Christen“. Aus der Fülle der Anregungen, die der Verfasser für die Menschenbehandlung im praktischen Geschäftsleben gibt, werden gleichfalls einige falsche auf schärfsten Widerspruch bei erfahrenen Wirtschaftlern stoßen. Undurchführbar erscheinen auch Wallfisch-Roulin's Vorschläge zur Erhaltung der Spannkraft und Arbeitskraft. Wohl kein Betrieb wird es auf die Dauer vertragen können, wenn Arbeiter und Angestellte bei Beginn der Arbeit sich durch Mühsen oder Stillsitzen ganz gemächlich die Zeit nehmen, ihren „Motor“ anlaufen zu lassen, wenn bei einer achttündigen Arbeitszeit nur 5 bis 6 Stunden intensiv gearbeitet wird.

An einen engeren, durch den Titel bestimmten Leserkreis wendet sich Wallfisch-Roulin's zweites Werk „Verhandlungstechnik“. Auch hier muß gesagt werden, daß bisweilen ein schärferes Herausarbeiten wesentlicher Dinge unter Verzicht auf Nebensächliches von Vorteil gewesen wäre. Mit Recht verweist der Verfasser darauf, daß bisher dem geschriebenen oder gesprochenen Wort in Rede und Korrespondenz jedwede Beachtung zuteil wurde, daß aber die Allgemeinheit von Verhandlungstechnik und ihrer nicht zu übersehenden Wichtigkeit für das gesamte Wirtschaftsleben wenig oder gar nichts hörte und wußte. Eine Ansammlung seiner psychologischen Beobachtungen und praktischer Erfahrungen steckt in den 100 Ratschlägen, die Wallfisch-Roulin für das Verhalten bei Verhandlungen (Parlamenten, Wirtschafts- und Fachverbänden, kulturellen und sportlichen Vereinen) gibt. In diesem Werke kommt der Verfasser der praktischen Art Cassons am nächsten.

Die eingehende Besprechung der Werke Cassons und Wallfisch-Roulin's entsprang dem Wunsche, daß solche beachtenswerten Neuerscheinungen der Fachliteratur auch in den Kreisen unserer deutschen Wirtschaft Eingang und Verbreitung finden. Gerade unser Volk verlangt in urgesundem Lebensdrang nach fortschreitenden wirtschaftlichen Verbesserungen, nach neuen Wegen, zum Aufstieg. Dies Ziel ist zu erreichen durch zähe, zielbewußte Arbeit des einzelnen an sich selbst, durch opferfreudige Mitarbeit am Gesamtwohl. Wege hierzu zeigen nicht zuletzt Herbert A. Casson und Paul Wallfisch-Roulin.

A. S.

Weihnachtsbüchermarkt.

Was wollen und sollen unsere Kinder lesen?

Von Weihnachtsbüchern.

Nun kommt wieder die gute Zeit ins Land, wo wir Weihnachtsbücher für unsere Kinder einkaufen.

Freilich gilt's da, richtig zu schenken. Ein gutes Buch muß Freund und Kamerad, Anreger und Belehrer, muß Bereicherung und Glück sein. Und es gibt noch solche Bücher — ob wir nun die alten nehmen, die uns selbst in lieber Erinnerung sind, oder gutes Neues wählen.

Es heißt aber die Richtung und Entwicklung der Kinderseele beobachten, wenn wir nicht fehlgreifen wollen. Das Kleinkind braucht zuerst ein Bilderbuch, möglichst unzerreißbar, mit Anschauungsbildern aus dem täglichen Leben. Mit Wonne wird es da den „Hund“, die „Käse“, den Tisch und Teller erkennen — und daran sprechen und denken lernen. Um sein Ohr und seine Seele zu bilden, scheint nichts geeigneter als die lieben alten Kinderreime, die jede Mutter zu singen

und zu sagen wissen sollte. Die Rhythmik wird dabei unbewußt gebildet, Gehör und Freude am poetischen Ausdruck erzogen. Es gibt genug gute Bücher, die diese Wiege-, Abzähl-, Tanz- und Reime mit schönen bunten Illustrationen bringen und Mutter und Kind unendliche Freude geben können.

Unsere Drei- bis Vierjährigen werden dann nach epischem Stoff verlangen. Und der liegt aufs schönste für sie bereitet in unsern Kinder- und Hausmärchen und manchen Kindersagen. Neben den klassischen Grimmschen Märchen ist da viel anderes Erfreuliches, und die großen Jugendverlage bringen dies in vorzüglichen Ausgaben mit schönstem Bildersmuck.

Neben der Freude an Sagen und Märchen hat das Kind aber auch bald ein starkes Bedürfnis nach einfachen Geschichten aus seinem Wirklichkeitsleben, aus der Natur rundum, die es nun immer mehr entdeckt und erlebt. Auch hier ist Vortreffliches zu finden, und die ersten Leseversuche, die erste Wonne des Selbstlesens, werden hier erlebt werden.

Und dieser Wunsch nach Erfassung, Erforschung des Lebens nimmt immer mehr zu. Bald genügen der Alltag, die nächste Umwelt dem Kinde nicht mehr, es träumt von Entdeckungen, Abenteuern, unbekannten Ländern. Unsere Neun- bis Zwölfjährigen werden das Robinson- und Indianeralter durchleben, sich an den alten Heldensagen der griechischen, römischen und deutschen Geschichte, an den Heldentaten vor allem des eigenen Volkes erfreuen. Man sorge hier für gute Übertragungen und hüte sich möglichst vor Schundlektüre und Detektivgeschichten, die der Phantasie bedenklich schaden können.

In diesen Jahren setzt auch eine Trennung in der Lieblingslektüre der Knaben und Mädchen ein. Man braucht diese durchaus nicht zu wünschen oder zu betonen — es schadet gar nichts, wenn die Mädels Geschmack an den Büchern der Brüder finden; aber das heranwachsende Mädchen wird anfangen, sich mit seinem eigenen Schicksal und jenen wunderbaren Möglichkeiten zu beschäftigen, die nun am Horizonte des Lebens auftauchen. Hier gilt es aufzumerken, es ist viel Trübs, Unwahres, Sentimentales unter dieser sogenannten Badischlektüre, die schon manch jungen Kopf verdreht hat. Man suche hier Bestes aus oder leite noch besser das junge Menschentum leise in jenes echte Dichterland, das wahre Freude an der Kunst, das seelischen Reichtum und Kraft für den Alltag gibt.

Hier gibt's dann keine Grenzen für Geschlecht und Alter, jeder kann aus diesem ewig frischen Brunnen schöpfen. Möchten wir unsern Kindern auf dem Weg dahin helfen, auch durch die Bücher, die wir ihnen schenken, und uns mit ihnen am Guten und Schönen erfreuen und erquicken.

Wenn wir nun näher auf das Vorhandene an derartig guten Kinder- und Jugendbüchern eingehen, so ist zunächst freudig anzuerkennen, daß unsere großen Jugendschriften-Verlagsanstalten hier Vorzügliches geleistet und eine Fülle von Gutem in schönen Ausgaben herausgebracht haben. Auch die Preise sind nicht hoch zu nennen. Muß doch gerade ein Kinderbuch haltbar und schön ausgestattet sein, um wirklich Besitz und Freude zu werden.

Das gute Alte wird zum großen Teil bekannt sein. So seien vor allem hier Neuerscheinungen genannt. Für Kleinkinder bringt

Scholz, Mainz, ein unzerreißbares Buch für den ersten Anschauungsunterricht: „Allerhand schöne Sachen“ (3,75 Mk.) und ein anderes: „Bei allerlei Tieren“, Bilder von Carl Fahringer, Verse von Hans Probst (2,50 Mk.), das sehr gut geeignet ist, das Kind in die Tierwelt einzuführen. Unter den Scholz'schen künstlerischen Kinderbüchern ist auch sonst Wunderbares für die Kleinen, so eine lustige Einführung ins Rechnenlernen: „Wieviel sind's?“ von Arpad Schmidhammer mit Versen von Adolf Holz. Dann der schöne „Reineke Fuchs“ mit den charakteristischen Tierbildern von Eugen Oswald (2 Mk.).

Besonders erfreulich ist, daß sich viele gute alte Freunde aus der eigenen Kinder-



Illustration von Prof. Josef Ml.

Bavaria-Verlag, München.

zeit hier in guter neuer Ausstattung wiederfinden. So „Der Ball der Tiere“ (2,50 Mk.) und „Das Konzert der Tiere“ (2,50 Mark) mit Bildern von Eugen Oswald, Bücher, die immer wieder das Entzücken der Kinderstube sein werden. Und da auch das Singen nicht vergessen werden darf, so seien dringend die schönen Bände „Kinderfang — Heimattang“ empfohlen, Tonfak von Bernhard Scholz, Bilderschmuck von Ernst Liebermann (Bd. 1/2 je 2 Mk.), die zur Pflege des Kinder- und Volksliedes in der Familie vorzüglich geeignet sind. Der Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, legt auch dies Jahr seine Gaben auf den Weihnachtstisch der Kinder. Zum Vorlesen oder für Kinder, die in der schweren Kunst des Lesens schon Fortschritte machen, ist hier Schönes zu finden. Allerliebste Leporellobücher, darunter ein sehr originelles Buch: „Wer will mir mit frischen Baden diese schönen Rätsel knaden?“, alte Kinderrätsel mit allerliebsten bunten Lösungen von Karl Hobreda, die Bilder von Helmut Starbina (4,20 Mk.). Ganz fein und ein Sonntagsschatz in der Mutterhand ist die Stallingsche Ausgabe von Theodor Storm: „Der kleine Häwelmann“ (3,80 Mk.), mit den schönen Bildern von Else Wenz-Vietor, die Storm'sche Ammut und Innigkeit zeigen. Viel geliebt werden wird sicher ein anderes, ganz neuzeitliches Bilderbuch (G. Stalling): „Die Eisenbahn“ von Professor Wilhelm Schulz (4,50 Mk.). Bilder und Verse sind hier von köstlichem Humor und kommen dem stark technischen Interesse der heutigen Jugend aufs glücklichste entgegen. Naturwissenschaftlich interessierte Kinder werden ihre helle Freude haben an Svend Fleurons „Ungeheuer Spielkameraden“ (4,20 Mk.). Für unsere heranwachsende Jugend gibt Stalling Vorzügliches in schönen Ausgaben. So den „Parzival“

(4 Mk.), erzählt von Will Vesper, ein Buch, das ganz geeignet ist, jungen Herzen die tiefe Schönheit der Parzival-lage zu erschließen.

Der Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen und München, gibt ein Buch heraus, das sicher viele kleine Freunde finden wird. Es heißt „Teddy“, eine lustige Bären-geschichte, Bilder und Reime von Karl Rohr, zeigt im Format einen famosen Teddy-bären und erzählt von diesem allerlei lustige und wunderliche Abenteuer (2 Mk.).

Ganz besonders aber seien die Mütter aufmerksam gemacht auf die „Beschäftigungsbücher“, die Schreiber in großer Vielseitigkeit herausgibt. Da sind „Perlarbeiten“ für kleine und große Mädchen, „Flechtarbeiten“, „Das kleine Theater“, zum Selbstanfertigen einer Schaubühne, eine Weihnachtstrippe im Stall zu Bethlehem, und noch viel anderes Gutes und Schönes, eine Fülle von Anregungen und Anweisungen zur Anfertigung von Spielzeug und Geschenken. Manche Mutter wird froh sein, hier lernen und weitergeben zu können.

Die altbekannten, als beliebt und belehrend erproben und so gern auswendig gelernten Heyschen Fabeln gibt der Verlag von Johannes Hermann in Zwickau in zwei schön ausgestatteten Bänden: „40 Fabeln für Kinder“ und „Wenn doch jemand käme und mich mitnähme“. Die bunten schönen Schnitte von Marg. Behrens sind in der klaren und leuchtenden Einfachheit ihrer Form vorbildlich.

Alle guten, für die Jugend geeigneten epischen Stoffe der Weltliteratur sind im Schiemannschen Verlag (Stuttgart) zu finden, so Cervantes „Don Quixote“ (Hln. 3,50 Mk.), Swifts Gulliver (Hln. 3 Mk., Ln. 4,50 Mk.), Robinson (3–6,50 Mk.), Lederstrumpf (2,50–10 Mk.) und Onkel Toms Hütte (Hln. 3,50 Mk., Ln. 5 Mk.); und alle diese Ausgaben sind so schön, daß sie einen Schatz für groß und klein im Hause

Hochkonjunktur bei der „Weihnachtsmann A.G.“



„Fliegarbeit“.



Eine klüfftige Geschichte.



Der Herr Kriegsminister.

hilden. Für die heranwachsenden Knaben auch allerlei Gutes an geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Büchern und das reichhaltige, immer wieder erfreuende Knabenbuch (ca. 8 Mk.). Für unsere Töchter hat der Verlag ein sehr empfehlenswertes „Deutsches Mädchenbuch“ (ca. 8 Mk.). Gute neue Übergangslektüre in Jungmädchenbüchern sind Udele Elkan: „Das Haus am Park“ (4 Mk.) und Toni Rothmund: „Schloß Ohneleid“ (4 Mk.).

Ganz besonders sei noch auf die folgenden diesjährigen Neuerfindungen des Schiemannschen Verlags aufmerksam gemacht: drei Sammelbände in feiner Ausstattung, eine Fülle des Schönen für das Kindergemüt bringend. Da ist die „Heitere Kinderstube“ (2 Mk.), die jede Mutter ihr Kind miterleben lassen sollte, dann der „Wunderbaum“ (2 Mk.), Geschichten, Lieder und Rätsel, gesammelt von Paul Brockhaus, eine wirklich gute und erfreuliche Auswahl der lieben, kindertümlichen Geschichten und Verse. Und dann das schöne Weihnachtsbuch „Das Christkind kommt“ (2 Mk.), das so viel altes, liebes Weihnachtliches in Wort und Bild umfaßt, und wie die anderen Bücher einen Platz in jedem kinderglücklichen Haus verdient.

Allerlei Gutes bringt auch der Schaffsteinsche Verlag, Köln; so ein Märchenbuch „Wunderfame Dinge“ von Gertrud Buch (5,50 Mk.). Hier sind wirklich einmal gute neue Märchen, die das Start-Epiische, Fein-Humoristische haben, das ein richtig Märlein braucht, und in viele Kinderhände kommen sollten. Ausstattung und Illustration sind, wie bei allen Schaffsteinschen Büchern, hervorragend. Unter den Büchern für die Jugendlichen, die dieser Verlag bringt, sei Gustav Freytags „Nest der Zaunkönige“ hervorgehoben. Dieser Band der „Alten“ eignet sich ganz vorzüglich als Einleitung in die mittelalterliche deutsche Geschichte und ist gesunde Lektüre für unsere

heranwachsende Jugend. — Auch die Ausgaben der Grimmschen und Andersen'schen Märchen bei Schaffstein, Köln, beweisen, wie alle Bücher dieses Verlags, das Verständnis für das schöne Jugendbuch. Auswahl, Einband, Druck und Bildschmuck sind vorzüglich und diese Bände so recht geeignet, den Grundstock einer Kinderstuben-Bibliothek zu bilden.

Die Dichterin Ina Seidel spinnt im „Wunderbaren Geislein-Buch“ Perthes, Gotha (4 Mk.), die Geschichte der sieben Geislein sehr anmutig und originell aus.

Der Verlag Franch, Stuttgart, bringt unsern heranwachsenden Knaben Bücher, die ihrer Abenteuer- und Wissenslust aufs beste entgegenkommen. Da ist das schöne Jahrbuch „Durch die weite Welt“, welches so vielerlei und so Interessantes in Wort und Bild gibt, daß jeder Junge da auf seine Kosten kommen muß. Naturwissenschaftlich eingestellten Jugendlichen schenkt man „Erislybär“ von J. Oliver Curwood (5,60 Mk.) oder eine der feinen Thompson'schen Tiergeschichten (3,20 u. 5,60 Mk.) aus demselben Verlag. Wer sich für Schifffahrt interessiert, wird seine helle Freude an J. Fuhlberg's „Auf der Nordsee“ (5,60 Mk.) haben, das allerlei Aufklärendes und längere Berichte über Einzelheiten an Bord, die Schiffsklassen vom Altertum bis zur Gegenwart, den Bau und die Takelung der Segler, Motorboote enthält und das Signalfystem mit einer anschaulichen Tafel

bringt. Geschichtlich interessierte Knaben werden Freude an „Rohbach und Minden“ von Hans Härlin haben, ein spannendes Kulturbild aus der Zeit des Großen Friedrich aus dem Siebenjährigen Krieg. Den Helden dieser Erzählung werden unsere Jungen beneiden, denn der hat wirklich etwas erlebt.

Ein ganz besonders anziehendes, in dritter Auflage vorliegendes Buch, auch bei Franch, Stuttgart, ist „B C 4 ü“ (4 Mk.). Unter diesem Titel verbirgt sich die köstliche Geschichte eines Eisenbahnwagens, der diese Nummer trägt. Der Verfasser E. J. Klögel versteht es, der Jugend, die sich für Eisenbahnen interessiert — und wer interessiert sich heute nicht dafür —, in kluger und humorvoller Art Einblicke in die Technik und den Betrieb tun zu lassen, und die Zeichnungen von Hans Baluschek tun auch das ihre, dies Buch erfreulich und empfehlenswert zu machen.

Zum Schluß sei für die Puppenmütter noch ein Buch empfohlen: „Das Rätke-Kruse-Bilderbuch“, Texte von Max Jungnickel, Verlag Georg W. Dietrich zu München (10 Mk.). Die Farbaufnahmen dieser entzückenden Puppenkinder, ihr Tun und Treiben dabei und draußen, werden viel reine Freude auslösen.

So wünschen wir jedem Hause und seinen Kindern die richtigen, freudebringenden, guten Bücher auf den Weihnachtstisch.

Clara Prief.



Bücher von Frauen und über Frauen.*

Ein Anzeichen der zunehmenden geistigen Regsamkeit und Tüchtigkeit der Frauen ist sicher in den mancherlei und zum Teil recht wertvollen Büchern zu spüren, die in letzter Zeit von Frauen geschrieben worden sind. War schon länger und z. B. zu Zeiten der Marlitt der Frauenroman der vielgelesene und beliebte, so ist heute die Qualität der von Frauen verfaßten Bücher eine ganz andere und höhere geworden und steht in ihrem Besten auf der Höhe des heutigen dichterischen Schaffens. Und gerade in diesen besten Frauenbüchern finden wir das eigenste, was wir Frauen zu geben haben — den Herzschlag unserer mütterlichen Einstellung.

Ein Zeichen des Aufschüßens, des Wachwerdens und Wachsens ist es auch, daß in den letzten Jahren so viele Frauen Biographisches über sich selbst oder andere Frauen geschrieben haben. Oft ist es die Tochter, die ihrer Mutter ein Denkmal setzt, — so Helene Voigt-Diederichs in ihrem schönen „Auf Marienhoff“ (Ln. 8 Mk.) bei Diederichs, Jena, dann Julie Schloffer in „Meine Mutter“ (Ln. 6 Mk.), Fische-Verlag, das uns die Persönlichkeit einer ganz starken, eigenartigen Frau und ihrer reichen Geschichte und Entwicklung zeigt, und viel gelesen zu werden verdient. Solche Kurzschreiber in ihrem entzückenden „Jugendland“ (Ln. 7,50 Mk.) sehr fein über ihre Mutter und widmet ihr „Hellas“ (Ln. 8,50 Mk.) mit den wunderschönen Anfangsversen. Monika Hunnius, die Baltin, deren Entwicklungsgeographie „Mein Weg zur Kunst“ (Ln. 6,60 Mk.) ein sehr lehrreiches Buch ist, gibt in „Menschen, die ich erlebte“ (Ln. 3,20 Mk.) das schönste Kapitel über „Meine Mutter“, Verlag Salzer, Heilbronn. Von neuerschienenen Selbstbiographien seien genannt: „Im Spiegel des Alters“ von Lisa Wenger, Grethlein & Comp., Zürich und Leipzig (Ln. 6,50 Mk.), ein liebenswürdiges Buch der beliebten schweizerischen Schriftstellerin, das keine Altersmüdigkeit, sondern eine gütige und humorvolle Lebens-einstellung zeigt, und Anselma Heine: „Mein Rundgang“ (Ln. 4,50 Mk.), ein interessantes Erinnerungsbuch, das durch ein halbes Jahrhundert deutschen Lebens führt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Ganz besonders feines, Verstehtes gibt Sophie Hoechstetter, deren fränkische Novellen sie mit Recht in die erste Reihe unserer Schriftstellerinnen gestellt haben, in ihrem historischen Roman „Königin Luise“ (Richard Bong, Berlin, Ln. 7,50 Mk.). Hier ist die persönliche und historische Einfühlung ganz überzeugend. Vielleicht ist dies Nacherlebenskönnen, dies Neufinden von Wertvoll-Gewesenem eine besondere Frauenbegabung. Auch Ina Seidels starkes und tiefes Buch „Das Labyrinth“ (Diederichs, Jena, Ln. 8,50 Mk.) zeigt eine überragende Gestaltungskraft im Erleben und Zeichnen der Gestalt des Weltumseglers George Forster des Jüngeren und seiner Umwelt. Und wie hier das Geistige, das Allgemeingültige, das Symbolhafte hinter diesen Menschen steht und ihr armes Schicksal führt und verklärt, ist ganz große Kunst.

Ein ausgezeichnetes Buch ist ferner „Sonja Rowalewsky — die Geschichte einer geistigen Frau“ von Klara Hofer (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Ln. 6,50 Mk.). Auch hier das feine Verständnis für die

Persönlichkeit, die tiefe Tragik im Leben der berühmten Mathematikerin, die uns dadurch menschlich ganz nahe gebracht wird. Auch hier ist die Umwelt mit blückerer Gestaltungskraft gefaßt.

Unter unseren Romanschriftstellerinnen verdient Juliane Karwath alle Beachtung. Ihre Bücher „Eros“ (geb. 5,50 Mk.) und „Das schlesische Fräulein“ (Fleischel, Berlin, Ln. 6,25 Mk.) sind glänzend in der Erfassung der weiblichen Psyche, voll starken epischen Erlebens und doch von jener feinen Verbaltenheit, die immer nur das Vorlechte, nie das Letzte sagt. Außerordentlich gelungen ist auch das zeitgeschichtliche Kolorit. Die Deutsche Verlagsanstalt bringt jetzt Juliane Karwaths neuestes Buch „Marie Duchanin“ (Ln. 5,50 Mk.), die Apothekerin und ihr Weg, in dem die Verfasserin wieder ganz Eigenartiges gibt.

Hauswirtschaftlich interessierten Frauen werden drei Bücher aus dem Franch'schen Verlag, Stuttgart, willkommen sein: „Haus und Hausrat“ (Hln. 3,20 Mk.) von Hilde Zimmermann, „Der neue Haushalt“ von Dr. Erna Meyer (Ln. 6,50 Mk.) und der soeben erschienene Hausfrauentaschkalender 1927. Die genannten drei Bücher erweitern den Gesichtskreis der Durchschnittshausfrau ganz außerordentlich und sind als Führer zum Sparen von Kraft und Geld im Haushalt zu empfehlen. (Eine ausführliche Besprechung des „Neuen Haushalts“ findet sich im „Werk“ Heft 7, S. 319. Der Kalender ist im Büchermarkt, S. 436, besprochen. Die Schriftleitung.)

Zum Schluß noch die beiden großen nordischen Schriftstellerinnen: Die ältere Selma Lagerlöf, über deren Welttrium kein Wort mehr gesagt zu werden braucht, schenkte uns letzthin zwei neue Bücher, beide in guter Übersetzung im Verlag von M. Langen, München. „Der Ring des Generals“ (Ln. 5 Mk.) ist eine wundervolle Spukgeschichte von gleicher epischer Kraft wie die besten früheren Lagerlöfs. „Charlotte Lowenskjöld“ (Ln. 7 Mk.) zeigt eine fein ausgearbeitete, sehr originelle Frauenpersönlichkeit und ihr Schicksal.

Die andere nordische Erzählerin, eine Norwegerin, Sigrid Undset, schrieb „Kristin Lavransdatter“ (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) und ist damit rasch berühmt geworden. Das Buch ist von einem über-raschenden geschichtlichen Einfühlen, einer ganz starken Gefühlskraft und einer epischen Größe, die bisher kaum von einer Frau erreicht wurde. (3 Bde. zus. 28 Mk.)

Zum Schluß sei noch eines anderen Buches gedacht, in dem ein nordischer Dichter die Gestalt einer schwedischen Heldin und Heiligen mit großer Kraft faßt: Verner von Heidenstam, „Der heiligen Brigitta Pilgerfahrt“, Übersetzung aus dem Schwedischen von Ilse Mayer-Lüne, bei Albert Langen, München. Ihre Pilgerreise nach Rom und Jerusalem, ihr Kämpfen und Siegen, ihr Heimgang in den Frieden wird manchem Leser zum Erlebnis werden.

Dies einiges aus dem reichen Schatz der Bücher von Frauen und für Frauen. Möge jede von uns das rechte Buch auf ihrem Weihnachtstisch finden — verstehend zu schenken und dankbar zu nehmen verstehen.

Clara Prief.

* Die meisten genannten Bücher dürften in jeder größeren Buchhandlung vorrätig sein.

Büchermarkt.

Fließarbeit. Beiträge zu ihrer Einführung Mit 132 Abbildungen, 2 Zahlentafeln und 2 Tafeln. Berlin 1926. V.D.I.-Verlag, Berlin. Preis: Ganzleinen 12 Mk.

Seit der Fordsche Gedanke der Fließarbeit, d. h. der Beschleunigung der Gütererzeugung bei gleich bleibender Qualität mit dem Endzweck einer Verbilligung der Fertigprodukte sich allgemein nicht nur in der neuen, sondern auch in der alten Welt erfolgreich durchgesetzt hat, ist eine ganze Menge einschlägiger Fachliteratur (Bücher, Broschüren, Aufsätze) zu diesem Thema erschienen. Das vorliegende Buch „Fließarbeit“ ist von Dipl.-Ing. Frank Mäbach, dem Obmann des Ausschusses für Fließarbeit beim A. W. F., und Dr.-Ing. O. Rienzle im Auftrage des Ausschusses für Wirtschaftliche Festigung beim Deutschen Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit, und zwar im V.D.I.-Verlag, Berlin SW 19, im Jahre 1926 herausgegeben worden.

Wer sich über die rein wirtschaftliche oder auch technische Seite des Problems der Fließarbeit grundlegend unterrichten will, oder wer schon als Praktiker in der Umstellung des eigenen Betriebes zur Fließarbeit begriffen ist, findet in dem vorliegenden Buch eine umfassende Darstellung aller derjenigen Fragen, die heute für die vielbesprochene und vielumkämpfte Rationalisierung unserer gesamten Wirtschaft maßgebend sind. Außer den beiden Herausgebern hat eine Reihe einflussreicher Männer aus Wirtschaft und Technik zu den einzelnen Grundfragen das Wort ergriffen. Nicht allein theoretische Forderungen, auch die bisherigen praktischen Ergebnisse der angewandten Technik kommen zu ihrem Recht. Einleitend bringt das Werk in verschiedenen, vorzüglichen Arbeiten den Grundplan und die Begriffe jeder Fließarbeit zur ausführlichen Abhandlung. Anschließend daran werden die organisatorische Vorbereitung der Fließarbeit, die Voraussetzungen für jeden Austauschbau klar und fachgemäß dargelegt. Rein technisch werden die rationellen Transportmöglichkeiten (Materialzufuhr, Materialabfuhr) eingehend beleuchtet. Hinzu kommen verschiedene Darstellungen über die Erfordernisse und bisherigen Ergebnisse der Fließarbeit in den technischen Einzelbetrieben (Sieberei, Schmiede, Maschinenbau usw.). Eine überaus wertvolle Zugabe des Werkes bietet die umfassende und nach einheitlichen Gesichtspunkten zusammengestellte Übersicht der bisherigen Veröffentlichungen über Fließarbeit. Alles in allem stellt das Buch den Schlüssel dar für jedes weitere Eindringen in die vielen Probleme, die die Fließarbeit und die Rationalisierung unserer Wirtschaft und Technik zur endgültigen Lösung vorlegen. A. S.

Der Ingenieur als Erzieher. Von Prof. Dr. Ernst Horneffer. G. O. Baedekers Verlag, Essen. Preis kartoniert 3 Mk.

Der in den Nummern 5, 6 und 7 unserer Zeitschrift veröffentlichte, viel beachtete Aufsatz ist soeben in erweitertem Umfang in Buchform erschienen.

Pfadfinder der Kultur. Von Albert Neuburger. Männer und Taten der Technik. Mit 53 Abbildungen. Umschlag- und Einbandzeichnung von Professor Dr. Walter Tiemann. Preis geheftet 7,50 Mark, in Leinen gebunden 10.— Mark. Verlag von Albert Langen in München.

Die Kulturgeschichte ist bisher an der Technik ziemlich achtlos vorübergegangen, weil man sich erst in neuerer Zeit der kulturellen Bedeutung technischen Schaffens und erfinderischer Geistestätigkeit bewußt geworden ist. Wesentlich zur Ausfüllung dieser Lücke beitragen wird das jetzt im Verlage von Albert Langen erscheinende Buch „Pfadfinder der Kultur“ von Dr. Albert Neuburger, dem Verfasser des größeren Werkes „Technik des Altertums“, dem die Mehrzahl unserer Bilder zu dem Aufsatz „Antike Technik“ (Heft V, S. 203 ff.), entnommen waren. Wir lernen den Lebensgang einer Reihe von Männern und die Entwicklung einer Anzahl von technischen Errungenschaften kennen, die unser Dasein und unsere Kultur in hohem Maße beeinflusst, die gestaltend auf die mannigfachen Zweige unseres Lebens eingewirkt haben. Man erkennt, daß das Leben des Technikers nicht selten einem Roman gleicht, der an dramatischer Steigerung nichts zu wünschen übrig läßt. Bald führt der Weg zu den Gipfeln des Ruhms und des ideellen wie materiellen Erfolges, bald droht der Abgrund den Schöpfer hoher technischer Werte zu verschlingen. — Das Buch zeigt uns zunächst die Rolle technischer Kulturentwicklung im Altertum. Diese knüpft an Namen an, deren Träger fast zu sagenhaften Gestalten geworden sind. Da lernen wir die Werte des Heron kennen und die merkwürdigen Berichte, die sich um die Gestalt des Archimedes weben. Was ist Wahrheit, was ist Dichtung? Der Verfasser sucht die Grenze zu finden. Dann führt uns das Buch in die Anfänge unserer heutigen wichtigsten Verständigungsmittel, der Schrift und des Druckes, und zeigt, wie die Ent-

wicklung schließlich zu den Wundern moderner Drucktechnik leitet. Die Männer und ihre teilweise merkwürdigen Schicksale werden geschildert, denen wir den Blick ins Weltall und in die Geheimnisse des mikroskopisch Kleinen verdanken. Wilhelm Bauer, der bayrische Unteroffizier, der die Phantasie eines Jules Verne zur Wirklichkeit werden ließ, und seine Kämpfe und Enttäuschungen ziehen vor unseren Augen vorüber, vor denen sich dann in einem weiteren Abschnitt das Wunder der gläsernen Spinne enthüllt, jenes feinen Apparates, der den Spinnndrüsen des Insektes nachgebildet ist. Vom Schattenriß führt der Weg über mancherlei merkwürdigen Vorrichtungen schließlich zum sprechenden Film, dem vielleicht die Zukunft auf dem Gebiete des Lichtbildes gehört. In dem Abschnitt „Das Drama einer Erkenntnis“ wird gezeigt, wie es nur an einem Haar hing — und wir hätten heute keine Elektrotechnik! Dann verbreitet sich der Verfasser über erfinderische und andere Irrtümer. Auch die Hochstapler der Technik, denen ein eigener, amüsant zu lesender Abschnitt gewidmet ist, können von Nutzen sein, was hier an Beispielen bewiesen wird. Von noch mancherlei berühmten Männern ist in diesem Buche die Rede, das vieles ans Licht zieht, was der Allgemeinheit bisher wohl zum größten Teil unbekannt gewesen sein dürfte. Eine Kulturgeschichte in teilweise fast romanhaft anmutender Form, die sich unterhaltend liest, und doch eine Fülle des Wissens und der Belehrung übermittelt.

Wunder im Weltall. Ein Buch aus Natur und Werk. Herausgegeben von Paul Sieberk. 60 Einzelbarstellungen erster Fachleute mit etwa 400 Abbildungen. Lexikonformat. 416 S. Verlag Kösel u. Pustet, München. Preis geb. 10 Mk.

Wunder im Weltall! Täglich sehen, täglich erleben wir sie in der Natur mit ihrem unerschöpflichen Werden und Vergehen, in des Menschen Werk, das in zäher Forschung und planmäßiger Arbeit sich die Naturgewalten nützlich macht. Von beiden — von der Schönheit der Natur und der Größe des Menschenwerkes — kündet das von Paul Sieberk herausgegebene Buch „Wunder im Weltall“. Erkennen und Wissen weiterzuleiten und zu vertiefen, ist wohl das Kostbarste, was einem Menschen gegeben werden kann. In diesem Sinne wird der vorliegende Sammelband zum Führer und Wegweiser der Jugend, ebenso wie aller derjenigen, die das Verlangen spüren, geheimnisvolle Dinge im Weltgeschehen zu ergründen. — Zahlreiche Illustrationen vermitteln in gründlicher Weise weitest naturwissenschaftliches Erkennen. Die Ausstattung, insbesondere das Papier, ist leider nicht geeignet, alle Ansprüche zu erfüllen, die man heute wieder an ein „gutes“ Buch zu stellen berechtigt ist.

Materiale Grundlagen der Musik. Von Paul Bekker. Preis 1 Mark. (Universal-Edition, Wien.)

Ein kleines Schriftchen von nicht mehr als rund 20 Seiten Umfang. Und doch inhaltsreicher und aufwühlender als mancher dicke Wälzer. Denn hier wird der bereits in den meisten früheren Schriften Bekkers beschrittene Weg mit unbedingter Konsequenz weitergeführt. Das behandelte Problem gipfelt in der Umwälzung der bisher üblichen musikalischen Begriffe. Das wird sogar mit verblüffender Einfachheit und Klarheit erreicht. Denn das Material der Musik ist zwiefacher Art: Stimme und Instrument. Zu ersterer — als dem organischen — gesellt sich (ebenfalls als das Organische) die Polyphonie, mit letzterem — als dem mechanischen — verbindet sich ebenso ungezwungen (als gleichfalls Konstruktives) der Begriff der Harmonik. Diese Erkenntnis weist der Musik der Zukunft klar den Weg, den sie gehen muß. Ein Werk, das trotz seines bescheidenen Umfangs von wirklich ernsthaften Freunden der Musik immer wieder gelesen werden muß, um das Wesentliche dieser neuen Auffassung erfassen und würdigen zu können. C. H.

Unter Javas Sonne. Von H. v. Foller. Verlag Brockhaus, Leipzig. Halbleinen 2,80 Mk., Leinen 3,50 Mk.

Wer immer von uns Deutschen die Möglichkeit hat, sollte hinausgehen in die Welt, um zu sehen, welche ungeheuren Vorteile zweckmäßig organisierter Kolonialbesitz dem Mutterland bringt und welche ungeheuren Schönheiten der Erdball begeisterungsfähigen Seelen bietet. Leider sind wir durch den Verlust der Kolonien mehr noch als früher von allen exotischen Teilen der Erde abgeschlossen, und so muß der Deutsche sein Wissen aus Büchern zu schöpfen suchen. In der bekannten billigen Brockhaus-Sammlung „Reisen und Abenteuer“ ist ein Buch erschienen, das hierfür besonders geeignet ist. Der Verfasser Hermann v. Foller wurde von den Siemens-Schudert-Werken nach Java gesandt und singt in seinem Werk „Unter Javas Sonne“ das Hohelied dieses sonnigen Eilandes.

Die versunkene Flotte. Roman von Helmut Lorenz.
Verlag von Martin Warnack, Berlin W 9. Gebunden
6,50 R.-M.

Ein Marineroman, kein bloßes Zeitgemälde, sondern eine Erzählung von Menschenfischalen in Freud' und Leid, Fehlen und Büßen, Hoffen und Bangen. Von Anfang an sind die Hauptpersonen so lebhaft und plastisch gezeichnet, daß sie der Leser liebgewinnt und mit größter Spannung bis zum Schluß ihren Erlebnissen folgt.

Den Hintergrund des Romans bildet die deutsche Kriegsflotte von der glanzvollen Kieler Woche bis zu ihrem Untergang. In die spannende Darstellung der einzelnen Menschenfischale sind verwebt die Schilderungen des Lebens und Treibens an Bord, die glorreichen Taten von Coronel, Falkland und vor allem der Stagerratschlacht, die der Verfasser, aus eigener Anschauung heraus, in allen ihren Phasen überaus packend vorüberrollen läßt, die einzelnen Kampfszenen immer mit den Hauptpersonen verknüpfend. Auch im zweiten Teil, als Erik Kämpf sein U-Boot U D 84 vor Ferrol versenkt, als Ausfall für Stapa Flow, hat der Leser das Gefühl: Das ist eigenes Erlebnis.

Unter all den wehmütvollen Erinnerungen ist diejenige an unsere einst so stolze Kriegsflotte eine der schmerzlichsten. Täglich gedenken wir ihrer Herrlichkeit und ihres Niedergangs. Und so wird denn jedem Vaterlandsfreunde dieser Roman sehr willkommen sein, der den an sich kühnen Plan mit Erfolg durchführt, jene Zeit in einer Reihe typischer Gestalten als klares Ganzes so fesselnd und ergreifend wie möglich darzustellen. Dabei kommt nicht nur die Trauer zum Ausdruck; gegen den Schluß hin klingt in so mancher Szene, in so manchem Gespräch leise die Hoffnung durch auf eine bessere Zeit.

„Die Gesolei in Wort und Bild“

Ist der Titel eines noch vor Weihnachten erscheinenden Ausstellungserinnerungswerkes, welches sich zur Aufgabe gesetzt hat, den Besuchern der „Gesolei“ viel des Wissenswertes zu vermitteln, was sie auf der Düsseldorfer Ausstellung im Sommer 1926 gesehen haben. Es war dies ja das allgemeine Bedauern des Publikums, das immer wieder zum Ausdruck kam, daß die Besichtigung der Ausstellung und ihres überreichen Materials Körper und Geist so gewaltig in Anspruch nahm, daß man leider nur wenig von dem Gesehenen mit nach Hause nehmen und dem dauernden eisernen Besitzstand seines Wissens einverleiben konnte. Eine geeignete Beschreibung über die Ausstellung, die man zu billigen Preisen hätte erwerben können, gab es bisher nicht und wird es auch in absehbarer Zeit, außer diesem nicht „amtlichen“, dafür aber volkstümlich und dem Verständnis des Laienpublikums angepaßten Heft „Die Gesolei in Wort und Bild“, nicht geben. Es enthält im Umfange von mehr als 100 Seiten in leicht faßlichem Text eine Schilderung der gesamten Ausstellung und ihrer einzelnen Teile, und dieser Text, zum Teil von Fachleuten ersten Ranges geschrieben, ist unterstützt von etwa 150 Bildern. Das größte Interesse dürfte ein Aufsatz über die Hauptgruppe „Der Mensch“

hervorrufen, der von Dr. Martin Vogel, Direktor beim Deutschen Hygiene-Museum in Dresden, geschrieben ist. Aus dem übrigen reichhaltigen Inhalt seien nur kurz einige Aufsätze erwähnt: Allgemeine Bedeutung der „Gesolei“, Kurzer Rundgang, Geschichte des Menschen und der Gesundheitspflege (vom Herausgeber), Wohnung und Siedlung, Ernährungsweisen, Kleidung und Körperpflege, Mensch, Pflanze und Tier, Unfallverhütung und Gewerbehygiene, Soziale Fürsorge, Die Geschichte und Praxis der Leibesübungen, Haus Österreich, Das Planetarium. Dieser kurze Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis mag genügen, um zu zeigen, wie reichhaltig der Inhalt des schön ausgestatteten, mit vorzüglichen Bildern geschmückten Heftes ist. Die Bezieher der Monatschrift „Das Wert“ erhalten bei Bestellungen, welche bis spätestens 28. Dezember beim Verlag (Abler-Verlag, Düsseldorf, Jülicher Str. 22) unter Benützung der dem vorliegenden Dezemberheft beigelegten Bestellkarte eingegangen sind, das Wert „Die Gesolei in Wort und Bild“ zum Vorzugspreis von nur 5 Mark (der Buchhandelspreis beträgt 6 Mark). Das schöne und wirklich volkstümliche, im Format der Monatschrift „Das Wert“ gehaltene Heft wird allgemein als eine willkommene Weihnachtsgabe angesehen werden.

Hausfrauen-Taschenkalender 1927. Herausgeberin Dr. Erna Meyer. Preis in Ganzleinen 2 Mk. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der Name der Herausgeberin dieses Kalenders ist den „Wert“-Lesern nicht unbekannt. Sie ist die Verfasserin des in dem Artikel „Energie-wirtschaft im Haushalt“ (Heft 7, S. 319 ff.) besprochenen Buches „Der neue Haushalt“, das, mit fester und sicherer Hand in das veraltete System der Haushaltsführung eingreifend, neue Wege zu einer vernünftigen, wirtschaftlichen Hausfrauenarbeit aufgewiesen hat. Ihr neues Büchlein, der Taschenkalender, gibt weit mehr, als sein Name verspricht. Er bedeutet für die Hausfrau das „Auskunftsbüro“ über alle Fragen, die an sie herantreten, sei es im täglichen Einerlei des Haushaltes, sei es in Ausnahmefällen, die die Hausfrau plötzlich unerwartet vor irgendeine Entscheidung stellt. Neben geschickt gewählten übersichtlichen Tabellen, die dazu bestimmt sind, den Kopf der Hausfrau von unnötigem Ballast zu befreien (Übersicht über ent- und verleiene Bücher und sonstige Sachen, Aufbewahrungsorte selten gebrauchter Dinge, die man meistens „wie eine Stednadel“ sucht usw.), enthält das Buch eine Fülle von Anregungen zur Haushaltsführung. Gesundheitslehre und Ernährung, Gymnastik und Säuglingspflege, Kraftersparnis und Wärmeersparnis, Recht der Hausangehörigen und Unfälle im Haushalt, Pflege der Zimmerpflanzen und des Heimgartens — um nur einige Kapitel herauszugreifen — werden knapp und doch für den Bedarf der Hausfrau erschöpfend behandelt. Kurz: dieser Kalender bringt in knapper Form alles Wesentliche, was eine Hausfrau und Mutter zur Erfüllung ihrer Pflichten wissen muß. Und gewöhnlich wird es als selbstverständlich im Haus angenommen, daß „Mutter alles weiß“.

Inhalts-Verzeichnis.

Heft 9 (VI. Jahrg., Dezember 1926): Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. S. 1. — Zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch landwirtschaftliche Meliorationen und innere Kolonisation. Von R. Schneider-Kleeberg. S. 4. — Erwerbslosenfürsorge und Ödlandkultur. Von Dr. R. Wilbrandt, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Tübingen. S. 5. — Erwerbslosenfürsorge und Ödlandkultur. Von Dr. H. Horny. S. 7. — Die ultravioletten Strahlen und ihre Anwendungsgebiete (illustr.). Von F. Förster. S. 11. — Deutsche Eisenkunstguß (illustr.). Von A. C. Jebens. S. 15. — Das Christfest im deutschen Eisenkunstguß (illustr.). S. 19. — „Schacht Emil Rir-dorf“ (illustr.). S. 20. — Technische Gedenktafel. S. 21. — Gipfel und Abgrund. Roman von Gregor Samorow (illustr.). 8. Fortsetzung und Schluß. S. 22. — Im Flugzeug über dem heiligen Lande (illustr.). Von W. Debus. S. 29. — Weitab vom Werteltag (illustr.). Von E. J.

Luther. S. 32. — Gedicht: Weihnachtsabend. S. 34. — Leewer Ehr ohn' Scheep as Scheep ohn' Ehr. Von H. Lorenz. S. 35. — Zwei Lausbuben. Von H. Stegweil. S. 36. — Erinnerungen an Adolf von Menzel. Von Prof. H. Fechner. S. 37. — Deutsche Entdecker und Erfinder bei der Arbeit (illustr.). S. 39. — Zeit im Bild. S. 40. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. S. 41. — Sport allerlei zum Jahresende. S. 43. — Irrwege des sportlichen Gedankens. S. 44. — Schach und Rätsel. S. 45. — Älteste deutsche Darstellung des Weihnachtsbaumes (illustr.). S. 46. — Bausteine zum Wiederaufbau der Wirtschaft. S. 47. — Was wollen und sollen unsere Kinder lesen (illustr.)? S. 48. — Bücher von Frauen und über Frauen. S. 50. — Büchermarkt. S. 51. — Kunstdruckbeilage: Die heilige Wanderung. Radierung von Prof. Alois Kolb-Leipzig.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Wert“ kann durch die Post, den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 12,— M., Einzelheft 1.20 M. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Wert“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 8,50 M., Einzelheft 0,80 M.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6,— M., Einzelheft 0,50 M. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt einge-sandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher 1611.

August Thyssen-Hütte
Werksarchiv

thyssenkrupp Corporate Archives

Vötsenkrupp Corporate Archives